

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798

1920/11

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

Jahrgang
1920
Band 11

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Sind Lungenleiden heilbar?

Diese äußerst wichtige Frage beschäftigt wohl alle, die an **Asthma, Lungen-, Kehlkopftuberkulose, Schwindsucht, Lungenspitzenkatarrh, veraltetem Husten, Verschleimung, lange bestehender Heiserkeit** leiden und **bisher keine Heilung** fanden. Alle derartige Kranke erhalten von uns ein Buch mit Abbildungen aus der Feder des Herrn Dr. med. Guttmann, Chefarzt der Finsenkuranstalt, über das Thema: **„Sind Lungenleiden heilbar?“** Um jedem Kranken Gelegenheit zu geben, sich Aufklärung über die Art seines Leidens zu verschaffen, haben wir uns entschlossen, jedem dieses Buch über **„Sind Lungenleiden heilbar?“** **umsonst** zu übersenden. Man schreibe nur eine Postkarte an

Puhlmann & Co., Berlin 131, Müggelstraße 25 a.



Blendend weiße Zähne erhalten Sie bei dauerndem Gebrauch von

Zahnwahl

der besten Friedenszahnpasta,
der idealsten Zahnpflege der Gegenwart

C. Schmittner, Chem. Fabrik „Zahnwahl“, Berlin-Wilmersdorf.



Bestes Schutzmittel gegen Diphtherie, Grippe, Scharlach, Typhus, Cholera und andere ansteckende Krankheiten. Besonders empfehlenswert bei Keuchhusten und sonstigen Halskrankheiten, wie Erkältungen, Influenza, Katarrhen, Husten u. dgl.

Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien



Starke Büste

wird erlangt durch das **echte Bocatol-Busenwasser**, welches die Formen zur höchsten Entfaltung bringt und einen gleichmäßigen Halsansatz bewirkt. Durch natürliche äußerliche Kräftigung wird die erschlaffte Brust gefestigt und die unentwickelte kleine Büste vergrößert. Zahlreiche Anerkennungen. Wirkung unübertroffen. Flasche 5 Mark. **Kosmet. Laborat. H. Bocatius, Berlin N. 31, Schönhauser Allee 132.**

Unreine Haut,

Mitesser, Pickel, Hautunreinheiten, grauen Teint, ferner Runzeln, Falten, Krähenfüße beseitigt schnell und sicher der **Saugapparat „Jugendschön“** pat. gesch. Beruht auf dem wissenschaftlich erprobten Prinzip des Saugverfahrens des Univ.-Prof. Dr. Bier und besitzt die großartige Eigenschaft, Mitesser, Pickel etc. durch atmosphärischen Druck herauszusaugen. Falten und Runzeln verschwinden in kürzester Zeit. Preis pro Apparat mit la. Gummisauggebläse M. 18.— zuzüglich 60 Pf. Nachnahme.

Athos-Laboratorium G. m. b. H.,

Abt. A.

Berlin S. 59, Hasenheide 86.



Schneeweisse Zähne

Wie sehen Ihre Zähne aus?

„Eta-Masse“ löst alle gelben Ansätze u. Zahnstein augenblicklich auf u. macht vernachlässigte Zähne sofort schneeweiß. Gereinigte weiße Zähne sind es, welche dem lachenden Munde jenen starken anziehenden Reiz geben. „Eta-Masse“ greift Zahnfleisch nicht an! Von besten Chemikern empfohlen. Preis mit allem Zubehör M. 9,50 und Porto. (Dentisten Sonderofferte.) **Laboratorium „Eta“, Berlin W 139, Potsdamer Straße 39.**



Dialith Hautrein

ges. geschützt — wirkt über Nacht. — Entfernt sofort alle Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen und erzeugt blendend weiße Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.

Flasche 4 Mark, mit Lilien-Waschmittel 5 Mark.

Rud. Hoffers,

Kosmet. Laboratorium,

Berlin 75, Kaiser-Wilhelm-Str. 12.

Ehefragen

Aerztl. Belehr. f. Verlobte u. Verheir. v. Dr. med. K. Hutten über Recht u. Pflicht zur

Ehe. Gattenwahl, Liebe od. Vernunft. Hochzeit. Flitterwochen. Hygiene d. Ehe. Kinderlosigkeit. Gefühlskälte der Frau usw. — Anh.: Knabe od. Mädchen? M. 2.70. Nachnahme M. 3.—. **Hausarzt-Verlag, Berlin-Steglitz 12 u. d. a. Buchhandlg.**



Morgens und abends 5 Minuten ein „Eta-Nasenbad“ läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad“ wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufuß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. (Absol. unschädlich.) Preis mit allem Zubehör M. 12.50

Laboratorium „Eta“, Berlin W 139,

Potsdamer Straße 32.

Zuckerkrankheit

leben mit Diabetylin wie Gesunde!

Prospect kostenfrei:
Diabetylingesellschaft m.b.H.
Berlin - Südende 6



Noch nie hat ein Schönheitsmittel
solche Wirkung erreicht wie die

Wachspaste Jugendmühle „Gesetzlich
geschützt“

Ein wahres Wunder, macht die Haut sammet-
weich und fest, glättet jede Runzel. Viele
Dankschreiben! Preis M 12,-. Nur allein echt bei

Fatma R. Bich, Charlottenburg,
Teleph.: Steinplatz 1534. Weimarer Straße 28/6.

Rad = Jo

Ein Segen für
werdende Mütter.

Zur Erzielung leichter und oft
ganz schmerzloser Entbindung.

Ausführliche
aufklärende
Schriften gratis durch

Hamburg
Amolposthof

Rad = Jo =

Verband G. m. b. H.

oder durch

alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitäts-
geschäfte.

Viele Tausende glänzende Anerkennungen von Müttern,
welche Rad-Jo anwandten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und
Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an
einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

ORDO FIX·II



HOSENSPANNER

**Einspannen
Abnehmen
selbsttätig**

Wenn Sie Ihr Bein-
kleid abends ausziehen, werfen
Sie es nicht auf einen Stuhl
und hängen Sie es nicht an
einen Kleiderhaken, son-
dern spannen Sie es jeden
Abend in den

Ordo-Fix II

Es schont Ihr Bein-
kleid und erhält die Bü-
gelfalte in dauernd ta-
delloser Form (häufiges
Aufbügeln schädigt den
Stoff). Das Einspannen
erfordert weniger als

1 Sekunde Zeit.

„Ordo-Fix“ I

dient zur Aufbewahrung des
Beinkleids im Kleiderschrank.

Überall erhältlich, wo Plakate aufgehängt.

Fabrik: „Sanitas“ Berlin N 24.

„Fön“ elektrische

Heißluftdusche

in blanker Aluminium-Ausführung ist sofort lieferbar

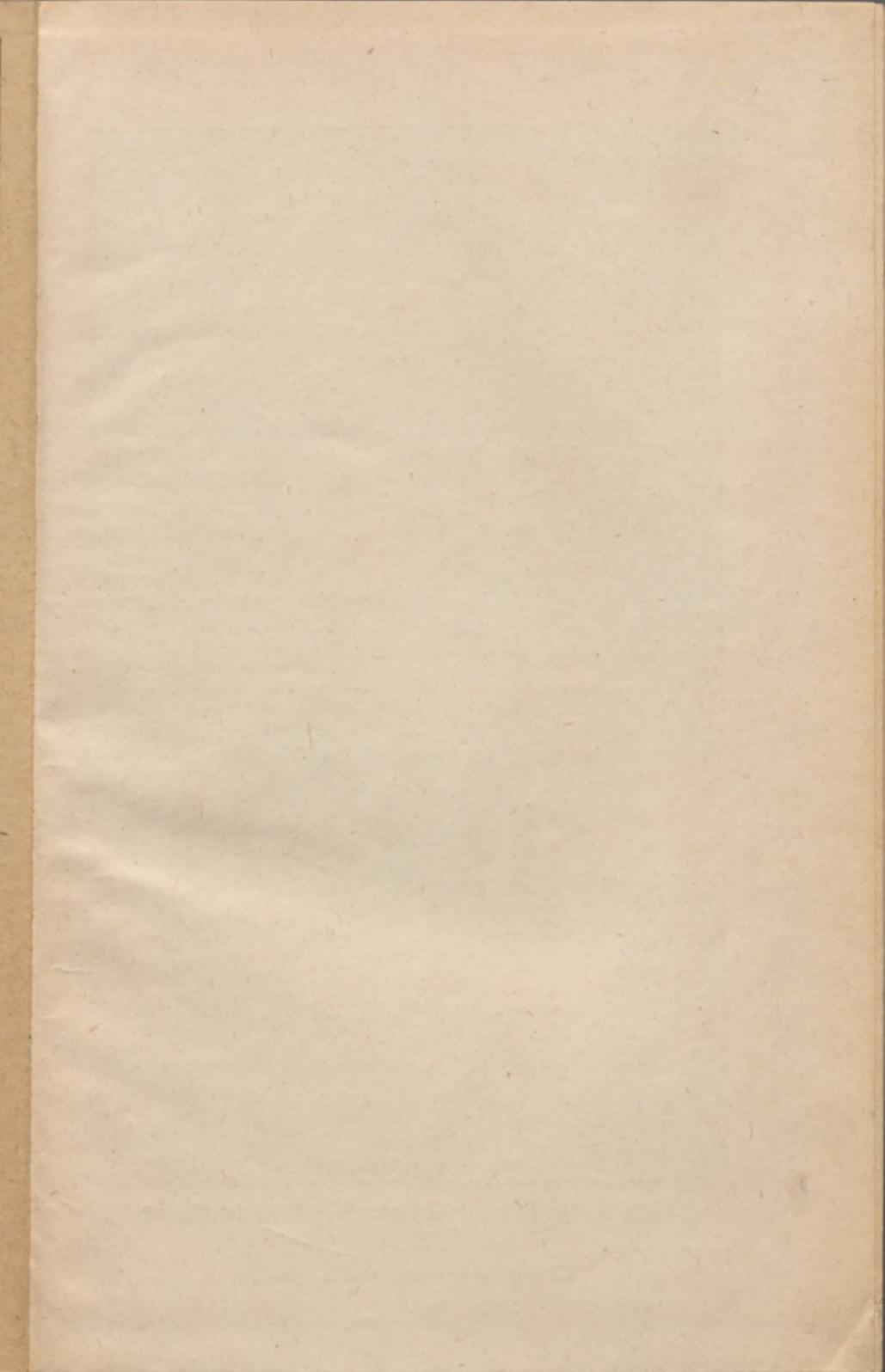
Die Marke „Fön“ leistet

Gewähr für sicheren Be-

trieb und ist in **eingepreßt!**
jeden Apparat

Der patent. „Sanax“-Vibrator — Der beste Massageapparat —
Absolut haltbar. — 40% Stromersparnis! — Überall erhältlich!

Electricitätsges. „Sanitas“, Berlin N 24.





Zu der Erzählung „Gebannte Schatten“ von Friedrich-Carl Robbe.
(S. 29)

Originalzeichnung von U. Wald.

Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens
Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang ✓
* 1920 * ✓

Elfter ✓
Band ✓



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Euttgart • Berlin • Leipzig • Wien

013798



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Gebannte Schatten	
Erzählung von Friedrich=Carl Kobbe. Mit Bildern von A. Wald	7
Gebrochene Fackel	
Roman von Erika Riedberg (Fortsetzung) . .	35
Der wandernde Nolltäberg bei Lorch am Rhein und Bergwürze früherer Zeit	
Von H. S. Pötter. Mit 5 Bildern von H. Holz, Lorch am Rhein	93
Naturkräfte und Menschenwerk	
Von E. Kraus. Mit 7 Bildern	106
Zeichen und Wunder im Lichte der Naturwissenschaft	
Von Karl Kelinger	120
Seine Kinder	
Von A. M. Witte	138
Wellen und Brandung	
Von Gregorius Marschner. Mit 6 Bildern .	156
Kartoffel=denkmäler in Deutschland	
Von Franz Reinke. Mit 2 Bildern	168

Mannigfaltiges

Seite

Ein Richter von eigenen Gnaden	174
Wer ist die meiste Butter?	178
Billiger Kauf	180
Woher stammt der Name „Schlüsselbein“? Mit Bild	181
Begrenzte Lebensfähigkeit der aus Ablegern ge- zogenen Pflanzen	183
Ein gefährlicher Handel	189
Der geprellte Sklavenhändler	189
Er muß es wissen	190
Lieber nicht	191
Deutlicher Wink	191
Dümmere als sein Hund	192



Gebannte Schatten

Erzählung von Friedrich=Carl Kobbe

Mit Bildern von A. Wald

Ratternd und bimmelnd fuhr der Zug bei Sonnenuntergang in einen kleinen Bahnhof ein, auf dem Gänse und Hühner zwischen der spielenden Dorfjugend umherliefen. Frauen mit großen, blechernen Milchkannen und Bauern in blauen Blusen stiegen mit mir aus. Ich wußte nicht, ob ich abgeholt werden würde, blieb auf dem Bahnsteig stehen und schaute suchend um. Der Schaffner ging an den Wagen entlang und rief die Station ab. Hinter mir öffnete jemand die Abteiltür; ein Herr in hellem Mantel, grauem Hut und hellbraunen Stiefeln, eine rindlederne Reisetasche in der Hand, trat heraus und sah unschlüssig um sich. Zwei junge Bauernmädchen reckten den Hals nach dieser städtischen Erscheinung.

Zögernd trat der Fremde auf mich zu, faßte nachlässig an den Hut und fragte nach dem Namen der Ortschaft. Aus einem bleichen, bartlosen, gedunsenen Antlitz sahen mich unruhig flackernde Augen von oben herab an. Ich antwortete kurz, und der Fremde entfernte sich, indem er wieder an den Hut tippte; er mochte mich in meinem Lodenanzug wohl für einen einheimischen Dörfler gehalten haben, dem gegenüber er Höflichkeit unnötig fand. Mit stelzenden Schritten ging er langsam zwischen den Bauern dahin; halb belustigt, halb ärgerlich sah ich ihm nach.

„Sind Sie Herr Doktor Tschirnt?“ fragte mich ein breitschultriger, bejahrter Mann, der über Kniehosen und Lodenstrümpfen eine dunkelgrüne Livree trug; er hielt eine Dienermütze in der Hand.

„Der bin ich. Sie kommen wohl von Wiefenhof?“

„Jawohl,“ erwiderte der Alte und seufzte erleichtert

auf. „Da habe ich Sie also doch gefunden. Der Herr ist draußen bei den Pferden geblieben. Es sind neue, die scheuen vor der Bahn.“

Er nahm meinen Handkoffer. Eine Sperre gab es nicht; über einen schmalen Weg an dem Bahnhofsgebäude vorbei kam man gleich auf die Dorfstraße. Ein hochrädiger, gelber Jagdwagen hielt dort, und neben den zwei starken Braunen stand mein alter Diez, schmal und schlank selbst in der ländlichen Toppe. Er warf dem Diener die Zügel hin, eilte auf mich zu, und wir begrüßten uns herzlich.

Diez sah gut aus. Sein früher blasses Gesicht hatte gesunde Farbe und vollere Form angenommen, er erschien jünger und frischer als vor drei Jahren. Auch als Bauer, wie er sich in seinen Briefen gern nannte, hatte er sein gepflegtes Äußere nicht verloren, und man hätte ihn mit seinen dunklen Augen, dem leichtgewellten, schwarzen Haar und dem scharfgeschnittenen Gesicht eher für einen Künstler in der Sommerfrische als einen Landwirt halten können.

Wir stiegen ein, mein Gepäck sollte erst am nächsten Morgen abgeholt werden. Der Alte lenkte, und Diez nahm meinen Arm.

„Siehst du,“ sagte er lächelnd, „ich habe dich aus recht eigensüchtigen Gründen eingeladen. Du sollst mir als alter und einziger Freund bestätigen, daß ich glücklich bin.“

„Du weißt es also nicht ganz genau?“

„Doch,“ erwiderte Diez ernsthaft, „jetzt bin ich überzeugt.“ Er sah nachdenklich vor sich hin. „Zuerst wollte ich nicht glauben, daß ich als ewig unbefriedigter und ruheloser Mensch doch noch glücklich und zufrieden werden könnte. Deshalb mißtraute ich mir und scheute

ich mich, dich wiederzusehen, da du der einzige bist, der mich wirklich kennt. Ich fürchtete, mein Glück könnte vielleicht auf Selbsttäuschung beruhen, wie mich so manches andere früher enttäuscht hat. Aber jetzt weiß ich, daß es jede Probe bestehen wird.“

Dieß war es gewohnt, seine Gefühle zu zergliedern, deshalb wunderte ich mich auch nicht über seine Worte und erzählte auf seine Fragen, was von mir und meinem ruhigen Leben zu sagen war.

Wir fuhren durchs Dorf, Hunde sprangen kläffend um den Wagen, Gänse liefen schnatternd davon, und unter den Haustüren standen Leute plaudernd beisammen. Viele grüßten Dieß freundlich, und ich machte eine scherzende Bemerkung über seine Beliebtheit.

Er lachte verlegen: „Das gilt mir nur als dem Manne meiner Frau. Ich komme selten ins Dorf.“

Ich horchte auf. Es kam mir seltsam vor, daß mein alter Freund verheiratet war, mit einer Frau, die ich nie gesehen hatte. Während ich noch nach Worten suchte, die nicht allzu gezwungen klingen sollten, fragte Dieß: „Bist du nicht neugierig, sie kennen zu lernen?“

Seine Stimme klang sonderbar; als ich auffah, blickte Dieß geradeaus; ich konnte seine Züge nicht genau erkennen, es war allmählich dunkel geworden.

„Gewiß bin ich neugierig,“ sagte ich leicht hin, „besonders, da du mir so wenig von ihr geschrieben hast. Ich weiß ja nicht einmal, wo ihr euch kennen gelernt habt.“

Zum ersten Male dachte ich flüchtig, es könnte vielleicht mit seiner Frau zusammenhängen, daß Dieß nicht mehr über seine Heirat geschrieben hatte. Aber er mußte ja glücklich sein. Wenn es anders gewesen wäre, würde er mich nicht eingeladen haben, meine Ferien bei ihm zu verleben.

Dies wandte sich zu mir und begann halblaut: „Ich muß dir sagen, wie es kam. Ich sah meine Frau zuerst vor drei Jahren auf meiner Aegyptenreise in Alexandria; sie war damals Reisebegleiterin und Gesellschafterin einer kränklichen, verwitweten Dame aus dem Rheinischen. Liddy ist Waise, ihre Mutter hat sie früh verloren, ihr Vater war Regierungsrat und starb, als Liddy achtzehn Jahre alt war. Er ließ sie und die Geschwister in dürftiger Lage zurück. In Alexandria begegnete ich ihr auf dem Generalkonsulat und konnte ihr einen kleinen Dienst erweisen; acht Tage später sah ich sie in Kairo wieder, wohin ich ihr nachgereist war.“

„Als du mich bei deiner Rückkehr aus Afrika damals aufsuchtest, warst du also schon sozusagen verlobt?“

„Verlobt ist zuviel gesagt. Immerhin war ich mir soweit klar, daß ich zuerst Wiesenhof kaufte und dort alles gemächlich einrichtete, ehe ich Liddy nach Köln schrieb, wohin sie mit ihrer Herrin gereist war. Ihre Antwort mußte ich mir dann holen; wir ließen uns in Köln trauen. Ein paar Tage nach unserer Ankunft in Wiesenhof schrieb ich dir ja von meiner Heirat.“

Es freute mich, daß die Liebes- und Heiratsgeschichte nicht so romantisch war, wie ich sie mir ausgemalt hatte: Vermögenslose Waise aus guter Familie, Gesellschafterin einer vornehmen Dame, regelrechte Werbung, das Klang alles nüchtern und zerstreute meine leisen Zweifel an dem Glück meines alten Freundes.

In der Ferne tauchte im Dunkel ein langgestreckter Bau auf, dazwischen leuchtete es wie feurige Augen. Der Hufschlag dröhnte auf einer hölzernen Brücke, die über ein dunkles Wasser führte. Näher und näher kamen die funkelnden Lichter, ich erkannte zwei Pechpfannen,

die an der Einfahrt in eine lange Platanenallee auf hohen Sockeln qualmend loderten.

„Dir zu Ehren,“ sagte Diez.

Wir fuhren über den knirschenden Kies unter alten Bäumen dahin. Hunde schlugen an. Dann hielten wir vor einem zweistöckigen, weißen Gebäude. Eine breite Steintreppe führte zum Hochparterre. Ein junger Bursche in grüner Livree kam die Stufen herab. Diez stellte einige Fragen und gab ihm meinen Koffer.

„Du wirst im Turmzimmer wohnen,“ sagte Diez zu mir, als wir die Treppe hinaufgingen und wies auf einen achteckigen plumpen Bau in der Mitte des Gebäudes. Wir durchschritten die mit Jagdtrophäen geschmückte Vorhalle, und Diez führte mich in mein Zimmer, wo ich mich vom Reisedaub säuberte. Dann gingen wir wieder hinunter und traten in den erleuchteten Speisesaal, dessen vier hohe Bogenfenster nach dem Park gingen. Zwischen ihnen führte eine doppelflügelige Glastür auf eine offene Veranda.

Als wir eintraten, erhob sich aus einem Lehnstuhl eine junge Frau und kam uns entgegen. Ich mußte an mich halten, um mein Erstaunen nicht merken zu lassen.

Ein perlgraues Gewand floß in weichen Falten um eine schlanke Gestalt; in dem breiten, mattsilbernen Brokatgürtel staken drei blasse Marschall=Niel=Rosen. Was an dieser Frau vor allem auffiel, war das lichtblonde, fast in der Farbe des Kleides silbern schimmernde Haar, das in einem Knoten im Nacken zusammengehalten war; fast zu schwer für den zarten weißen Hals. Große graue Augen sahen mit verlorenem Blick von Diez zu mir; leichtes Rot färbte das Oval ihres Gesichtes, dem ein großer Mund etwas reizvoll Unregelmäßiges verlieh.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr Doktor,“

sagte Frau Liddy mit heller Stimme und reichte mir die Hand, die ich stumm küßte.

Nach ein paar einleitenden Worten gingen wir zu Tisch; ich dachte darüber nach, wie dies erlesene Geschöpf sich in die bescheidene Stellung einer Gesellschafterin gefügt haben mochte. Dieß beobachtete meine bewundernden Blicke mit leisem Lächeln. Zum Abendessen gab es ausschließlich meine Leibgerichte, die Dieß gut im Gedächtnis behalten hatte. Frau Liddy legte uns dabei vor. Eine zwanglose Unterhaltung, die vielfach von Erinnerungen an vergangene Zeiten durchwoben war, floß angenehm dahin. Später entforckte Dieß eine Flasche Champagner, goß den perlenden Wein in die Schalen, zündete die zwölf Lichter eines silbernen Kerzenleuchters auf dem Kamin an und löschte das elektrische Licht. Ich ertappte mich dabei, daß ich in meinem Lehnstuhl eine recht bequeme Stellung eingenommen hatte und richtete mich auf, aber Dieß drückte mich lachend wieder in die Polster.

„Siehst du, Liddy,“ rief er, „er fühlt sich zu Hause.“

„Das ist das beste Kompliment, das ich Ihnen machen kann, gnädige Frau,“ sagte ich und sah sie mit unverhohlenem Entzücken an, denn der Wein war mir ein wenig zu Kopf gestiegen.

Ich hörte wohligh zu, wie Liddy von Wiesenhof und seiner etwas eintönigen Umgebung, von Jagd, Fischerei und Obstkulturen sprach, und all die alltäglichsten Dinge erhielten in ihrem Mund ein reizvolles Gepräge. Daß auch Dieß in zufriedener Wohlgefallen, mit der gelassenen Zärtlichkeit des Ehemannes ihren Worten folgte, sah ich und freute mich über den günstigen Einfluß, den Liddys harmonisches Wesen auf meinen sonst so ungetrübten Freund ausübte.



Allmählich machten sich die Anstrengungen der Reise geltend; ich wurde müde. Dick, der es bemerkte, forderte zum Schlafengehen auf.

„Wir frühstücken zeitig,“ sagte er zuletzt, „wenn es dir recht ist, führe ich dich morgen vormittag auf Wiesenhof und zeige dir alles Sehenswerte.“

Ich verabschiedete mich von Liddy. Dick begleitete mich bis zu meinem Zimmer und wünschte mir gute Nacht.

Als ich mich in den Kissen ausstreckte, spürte ich neben der Befriedigung über das Glück, das dem Freund geworden war, fast ein leises Neidgefühl. Dann schlief ich schnell ein.

Trotz meiner Müdigkeit war mein Schlaf unruhig. Träume quälten mich, es mochte wohl an der ungewohnten Umgebung und den neuen Eindrücken liegen, daß ich nach ein paar Stunden schon wieder erwachte; auch schien der Mond hell durch das geöffnete Fenster ins Zimmer. Ich hatte mich wieder auf die Seite gelegt und die Augen geschlossen, als ich in der unter meinem Fenster endenden Allee Schritte zu hören meinte. Was geht das dich an, dachte ich, horchte aber doch unwillkürlich auf und stellte fest, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Nun stand ich doch auf, trat vorsichtig hinter den im Nachtwind flatternden Vorhang und sah hinaus.

Mein erster Blick fiel auf eine männliche Gestalt, die sich vom Hause weg über die Allee entfernte. Das Blätterdach der Platanen verdunkelte den Weg so sehr, daß ich trotz des Vollmondscheins nur die Umrisse des Fremden sehen konnte. Er trug einen langen Mantel und einen weichen Hut. Jetzt blieb der Mann stehen und wandte sich forschend um.



Er blickte zum Haus herüber, ich sah sein Gesicht nur als hellen Fleck. Irgend etwas am Hause schien er zu beobachten; er ging ein paar Schritte rückwärts, das Antlitz mir zugewandt. Ich verwünschte die Dunkelheit; trotz meiner guten Augen konnte ich keinen Zug erkennen. Wieder blieb der Fremde stehen, dann ging er wieder einige Schritte zurück. Jetzt nur wenige Meter weiter und er mußte vom Mond beschienen werden, der durch eine Lücke in den Ästen der Bäume in die Allee schien. Wenn ich auch nicht wußte, was der Mann zu dieser Stunde hier suchen mochte, so spürte ich doch mein Herz klopfen. Gespannt sah ich hinüber. Noch ein Schritt und er trat ins Licht. Im gleichen Augenblick erkannte ich den anmaßenden Menschen, der sich bei mir auf dem Bahnhof nach dem Dorf erkundigte. Sekundenlang sah ich deutlich sein bartloses, gedunsenes Gesicht. Dann hob er, erschrocken über die plötzliche Helle, schützend den Arm empor, wandte sich und eilte hastig davon. Ein Hund schlug wütend an.

Nachdenklich ging ich wieder zu Bett. Wer war der Fremde, und was wollte er zu nächtllicher Zeit hier? Vergeblich sinnend, schlummerte ich über meinen Gedanken ein und schlief fest und traumlos bis in den Morgen.

Als ich erwachte, fiel mir der nächtliche Besuch ein, aber mir schien das Erlebnis nicht mehr bedeutend. Ich dachte nicht weiter darüber nach und kleidete mich eilig an, denn acht Uhr war vorüber, und ich konnte annehmen, daß diese Stunde auf dem Lande nicht mehr als früh galt. Ärgerlich über meine Langschläferei ging ich in den Speisesaal, ohne jemand zu begegnen.

Der Frühstückstisch war nur für eine Person, also sicher für mich gedeckt; Diez und Frau Liddy hatten offenbar nicht auf mich gewartet. Ich ging über den

weichen Teppich an meinen Platz, ungeschlüssig, ob ich rufen oder mich sonstwie bemerkbar machen sollte, denn Kaffee, Tee oder was es gab, fehlte noch auf dem Tisch, und eine Klingel war nicht zu sehen. Ich beschloß, mich für mein spätes Aufstehen zu strafen, indem ich ohne Getränk zu frühstücken begann. Die Tür zur Veranda stand weit offen, eine rotweiß gestreifte Markise war über sie herabgelassen, Kästen und Körbe mit Blumen schmückten die Brüstung. Die Fenster des Saales waren durch gelbe Gardinen verhängt; gedämpftes Licht fiel herein. Ich betrachtete die Tafelung, den Kamin und die Wandfresken, denn am Abend vorher hatte ich alles nur flüchtig gesehen.

Da hörte ich auf der Veranda ein Geräusch, ein Knistern von Papier, als ob jemand einen Brief öffnete. Das konnte doch nur Diez oder Liddy sein. Ich überlegte, ob ich rufen oder mich erheben sollte, da hörte ich den unterdrückten Aufschrei einer Frauenstimme, und gleich darauf vernahm ich heftiges Klingeln im Hausflur. Erschrocken sprang ich auf, aber ehe ich die Verandatür erreicht hatte, stürzte der junge Diener herein, der uns am Abend empfangen hatte, und eilte mit verwundertem Blick auf mich an mir vorüber auf die Veranda. Ich hörte Liddy mühsam beherrscht fragen: „Sie haben mir eben die Post gebracht; wer hat die Briefe aus dem Kasten genommen?“

„Ich, gnädige Frau,“ erwiderte der Diener.

„War dieser Brief dabei?“

„Ja, er lag zu unterst, ich habe ihn besonders herausgenommen.“

„Zu unterst? Ohne Marke?“

Der Diener schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Darauf hab' ich nicht geachtet.“



„Es ist gut. Sie können gehen.“

Der Diener entfernte sich, und ich trat unter die Verandatür.

Liddy stand in einem blaßblauen Morgengewand an einem Rohrtisch, auf dem Zeitungen und Briefe lagen. Sie hielt die Hände geballt vor das Gesicht; sie schien am ganzen Körper zu zittern. Ich trat wieder zurück, da sie mich nicht bemerkt hatte, stieß im Speisesaal absichtlich laut an einen Stuhl und räusperte mich vernehmlich. Dann ging ich wieder auf die Veranda.

Obwohl ich ihr Zeit gelassen hatte, sich zu fassen, war ich doch verblüfft, als Liddy mir freundlich und gelassen die Hand reichte und sich freundlich und unbefangen erkundigte, wie ich die erste Nacht geschlafen habe.

„Vortrefflich,“ sagte ich zerstreut und sah, wie sie einen großen, weißen Brief, offenbar den gleichen, über den sie vor einer Minute noch in Aufregung geraten war, ruhig zusammenfaltete und in ein kleines, wildledernes Handtäschchen steckte.

Sie entschuldigte Diez, der aufs Feld gegangen war, und freute sich, daß ich gehörig ausgeschlafen habe; dann klingelte sie nach Tee und setzte sich mir gegenüber an den Frühstückstisch. Rasch griff ich nach den Brötchen, damit sie nicht bemerkte, daß mein Teller schon benützt war, und mußte ein Lächeln über meinen Heißhunger schweigend übersehen.

Die erstaunliche Ruhe, mit der Liddy sich benahm, mißfiel mir, sie erinnerte mich an Theater, und beinahe mit Genugtuung beobachtete ich, daß ihre Hände noch immer leicht zitterten, wenn sie in leichtem Ton mit mir über gleichgültige Dinge plauderte.

In der Vorhalle erklang des Hausherrn Stimme;

ich beobachtete, wie Liddy erschrak, und dachte, daß dieser eheliche Himmel doch nicht so wolkenlos zu sein schien. Unbehaglich erwartete ich den Freund, da ich fürchtete, Zeuge von Zwistigkeiten zu werden.

Dieß kam, schüttelte mir die Hand und küßte seiner Frau zärtlich die Hand. Liddy errötete leicht, zog ihn auf einen Stuhl neben sich und streichelte seine Rechte.

Aha, dachte ich, er soll guter Laune bleiben.

„Was los?“ fragte Dieß. „Post gekommen?“

„Nichts Besonderes,“ antwortete Liddy ruhig, „die Zeitungen, ein paar Geschäftsbriefe und eine Karte vom Dorffschulzen wegen der Erntearbeiter.“

Dieß nickte. „Kommst du mit?“ wandte er sich an mich. „Ich habe dir Hannibal, das geduldigste Pferd, satteln lassen. Noch vor Tisch kennst du ganz Wiesenhof wie deine Tasche. Oder bist du noch zu müde?“

Ich erklärte mich einverstanden. Prüfend sah ich Liddy an. Warum verschwieg sie den Brief? Hatte sie vor ihrem Manne Geheimnisse, oder wollte sie vor mir nichts von dem Schreiben erwähnen? Wenn der Inhalt des Briefes sie so erregt hatte, war er wohl wichtig genug, daß Dieß trotz meiner Gegenwart wenigstens eine Andeutung erhielt. In zwiespältiger Stimmung erhob ich mich, beugte mich flüchtig über Liddys Hand und folgte Dieß in den Park, wo der Diener uns mit den Pferden erwartete.

Die Sonne brannte, aber das Laub färbte sich schon bunt, und die weißen Fäden des Altweibersommers zogen mit dem Wind. Wir ritten über die Felder, wo alles bei der Arbeit war. Dieß zeigte mir stolz, was er mit Hilfe eines tüchtigen Inspektors aus Wiesenhof gemacht hatte. Ich freute mich mit ihm, der Ritt hatte mich erfrischt, und mein Mißmut war bald verflogen.

Ich schalt mich törricht, daß ich mir über den vielleicht ganz belanglosen Brief Gedanken gemacht hatte.

An einer Kiefern-schonung stiegen wir ab, um zu frühstücken. Dann ritten wir im Schritt langsam weiter, die Sonne schien auf schattenlose Wege. Bald hatten wir ganz Wiesenhof durchquert, und die Platanenallee tauchte wieder vor uns auf. Ein niedriges, strohgedecktes Häuschen, die Kutscherwohnung, lag, von Erlenbüschen umgeben, abseits von der Straße; hier hauste der Alte, der mich gestern an der Bahn abgeholt hatte, mit seiner Frau und einer ledigen Tochter. Etwa hundert Schritte näher auf die Allee zu blickte das geschweifte Dach eines von wildem Wein und Efeu umwachsenen Holzpavillons aus dem Gebüsch hervor. Rote Hagebutten und ein paar späte Rosen leuchteten aus wucherndem Grün. Die zerbrochenen, blinden Glasfenster waren kaum zu sehen, selbst der offene Eingang war von Ranken fast verborgen.

„Entzückend. Ein kleines Dornröschenschloß!“ rief ich. „Wie kommt denn das hierher?“

„Keine Ahnung,“ erwiderte Diez. „Es ist unberührt geblieben, seit ich hier bin; ich finde es auch hübsch, und ein bißchen Romantik schadet dieser nüchternen Gegend nicht.“

Wir trabten durch die Allee und den Park um das Gutshaus und stiegen vor der Veranda ab. Der Diener kam herbei und führte die Pferde in den Stall.

„Bis zum Mittagessen haben wir noch Zeit,“ sagte Diez, „wenn es dir recht ist, trinken wir vorher noch ein Glas Bier.“

Wir stiegen die Verandatreppe empor und ließen uns in den Korbsesseln nieder. Als der Diener nach einer Weile mit einer Karaffe Pilsener erschien, schreckten wir beide zusammen, wir waren beinahe eingeschlafen.

„Ich bin sonst nicht so leicht zu ermüden,“ sagte ich entschuldigend und unterdrückte ein Gähnen.

„Ich auch nicht,“ erwiderte Diez, „das weißt du ja.“

Das Bier erfrischte uns. Diez hob sein Glas: „Nochmals willkommen. Dein Glück, Alter!“

„Und dein's. Und daß alles so bleiben möge!“

Wir stießen an. Wie ich das Glas niedersezte, sah ich auf dem Tisch vor Diez Liddys Wildledertäschchen liegen. Ich dachte an den Brief.

Diez war meinem Blick unwillkürlich gefolgt. „Meine vergeßliche Liddy!“ sagte er und nahm das Täschchen in die Hand.

Ich bemühte mich krampfhaft nach einem Gesprächsstoff.

Diez pfiß leise vor sich hin, öffnete den Bügel des Täschchens, schloß ihn wieder, daß es einen kleinen Knacks gab, und wiederholte dies Spiel mehrfach. Schließlich ließ er das offene Täschchen fallen; ein Fingerhut, ein kleines, silbernes Kettenportemonnaie, ein zusammengefaltetes weißes Papier und ein paar Geldstücke fielen heraus. Er bückte sich, suchte alles zusammen und warf einen flüchtigen Blick auf den Brief.

Ob er ihn lesen würde? Ob es Szenen geben würde? Ich bemerkte, wie Diez erstaunt die Aufschrift besah.

„Du,“ pläzte ich heraus, „ich habe schrecklichen Hunger!“ Vernünftigeres wußte ich in der That nicht zu sagen, um ihn von dem Brief abzulenken.

Diez lachte. „Das macht die Landluft!“ Er sah auf die Uhr. „Zehn Minuten mußt du dich noch gedulden, oder soll ich dir ein Schnittchen kommen lassen?“ Er nahm den Brief aus dem Umschlag und faltete den Bogen auseinander.

Ich lehnte mich zurück. „Danke!“ sagte ich und sah, wie er erblaßte. Er öffnete die Lippen und starrte auf die Zeilen; steile Buchstaben, mit violetter Tinte geschrieben. Nun war ich sicher, daß der Brief nichts Harmloses enthielt.

Selbstbeherrscht, wie am Morgen Kiddy, faltete Diez anscheinend gleichgültig den Bogen zusammen und steckte ihn mit dem Umschlag und den übrigen Gegenständen wieder in das Täschchen, das er zuknipfte und ruhig auf den Tisch legte. Nur die Blässe seiner Wangen verriet seine innere Erregung.

Gleich darauf ging im Speisesaal eine Thür, und wir hörten Kiddy, die mit dem Diener über das Essen sprach.

Diez stand auf und klopfte mir auf die Schulter: „Komm, du sollst nicht länger hungern!“

Ich begrüßte Kiddy mit der peinlichen Empfindung, daß bald irgend ein Unheil geschehen würde. Erstaunt bemerkte ich, daß Diez seiner Frau liebenswürdig, ja zärtlich guten Tag sagte, ihr übers Haar strich und den Arm um sie legte, so daß sie mit einem Blick auf mich leicht errötend sich losmachte.

Mädchenhaft zart und zierlich sah sie aus, wie sie mit lässiger Handbewegung die krausen, blonden Locken aus der weißen Stirn strich. Heute schien sie mir weicher und hingebender als am Abend vorher. Ein feiner Schmerzenszug spielte um ihre Mundwinkel, und ihre helle Stimme klang zitternd.

Der Diener trug die Suppe auf, und ich bot Kiddy, für die ich mit einem Male Mitleid empfand, meinen Arm. Ich wußte nicht, ob es Einbildung von mir war: mir schien, als ob Diez und seine Frau sich von Zeit zu Zeit bei Tisch verstohlen prüfend ansahen. Er war so gesprächig, daß Kiddy seinen Worten oft mit er-

stauntem Lächeln folgte. Sie blieb ziemlich still. Ich plauderte lebhaft, erzählte einiges aus meiner jungen Anwaltspraxis, und plötzlich erinnerte ich mich des Fremden, den ich in der Nacht von meinem Zimmer aus beobachtet hatte. Mit launigen Worten begann ich meine Erzählung von dem mittlernächtlichen Besuch, da fiel mir ein, daß vielleicht der Fremde jenen unfrankierten Brief gebracht haben könnte, und stockend und verlegen brachte ich meinen Bericht zu Ende. Ich hatte mich mehr an Liddy gewandt. Sie schien ruhig; vielleicht war sie auf etwas Ähnliches vorbereitet. Dagegen war Diez erregt.

„Ach was,“ brummte er unwirsch, „wir haben hier in der Gegend keine solche Type.“

Ich erwähnte, daß jener Mann mit mir angekommen war und sich bei mir nach dem Namen des Dorfes erkundigt hatte, also offenbar ebenso ortsfremd war wie ich.

„Du sollst künftig nicht mehr gestört werden,“ sagte Diez. „Ich will von jetzt ab nachts die Hunde loslassen.“

Liddy blickte vor sich hin, keine Miene verriet, was sie dachte. Schweigsam beendeten wir die Mahlzeit. Ich wußte nicht recht, ob es eine Torheit gewesen war, von dem Fremden zu sprechen, aber die Geheimnisse, die auf Wiesenhof umgingen, brachten mich um meine gute Laune und Harmlosigkeit. Ein wenig bereute ich, hierher gekommen zu sein. Das Verhältnis der Gatten zueinander erschien mir in einem merkwürdigen Licht, wenn ich die Komödie betrachtete, die sie sich gegenseitig vorspielten. Wir waren alle drei so in Gedanken versunken, daß wir aufschrakten, als die Uhr auf dem Kamin schlug.

„Du ruhst wohl jetzt ein wenig, Alter?“ fragte mich

der Freund, und als ich erklärte, daß ich ermüdet sei, sagte er: „Ich werde mich auch hinlegen. Und du, Liddy?“

„Ich bin nicht müde, ich werde zu Mutter Jansen gehen; ich versprach ihr ein paar Pulver gegen ihre Kopfschmerzen.“

Dieß wandte sich zu mir: „Mutter Jansen ist die Frau des Alten, der dich gestern abholte, und haust in der Kutscherwohnung, die wir heute morgen sahen.“

Wir erhoben uns, Liddy reichte uns die Hand, und als sie sich schon zur Thür wandte, rief Dieß ihr zu: „Du hast dein Wildledertäschchen auf dem Tisch in der Veranda liegen lassen.“

Zitterte seine Stimme? Ich blickte auf und sah sein Gesicht; mit gespanntem und gequältem Ausdruck beobachtete er Liddy. Darüber war mir entgangen, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten. Sie antwortete nicht, aber als sie hastig an uns vorüber nach der Veranda ging, erschrak ich über die plötzliche Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Totenbleich, mit zusammengepreßten Lippen schritt sie aus der Thür und ging über die Treppe in den Park.

Dieß sah ihr schweigend nach. Dann drehte er sich zögernd um, warf einen Blick auf die Kaminuhr und sagte: „Komm, ich bringe dich auf dein Zimmer und hole dich zum Tee wieder ab.“

Ich dachte, nun will er mich für einige Zeit aus dem Wege schaffen, und überlegte, ob ich ihm nicht sagen sollte, was ich gesehen hatte, und daß er es nicht nötig habe, mir Mätzchen vorzumachen.

Als wir die Treppe hinaufgingen, fragte ich mich ärgerlich, warum Dieß mich wohl eingeladen hatte, wenn er doch nicht genug Vertrauen zu mir besaß,

sein Herz auszuschütten. Kurz verabschiedete ich mich vor der Zimmertür von ihm. Drinnen schritt ich unmutig auf und ab.

Unter diesen Umständen war es vielleicht gut, meine Koffer gar nicht auszupacken. Zeuge dieses seltsamen Lebens zu sein, war kein Vergnügen. Ob ich mit Diez vorher offen reden sollte? Ich hätte dem alten Freund so gern geholfen. Auch Liddy tat mir leid. Welches Gespenst stand zwischen ihnen?

Ich blieb seufzend stehen. Es war schwül im Zimmer. Hier hielt ich es nicht mehr aus. Leise ging ich wieder hinunter; die Haustür stand weit auf, und ich trat in die schattige Kühle der Platanenallee. Hinter den letzten Bäumen bog ein Feldweg ab, den ich nachdenklich einschlug.

Weit und breit war es still; Heimchen zirpten unablässig. Kein Windhauch war zu spüren, regungslos lagen die Erlenbüsche, deren Blätter schon anfangen, sich gelb zu färben. Roter Mohn blühte am Wegrand, ich pflückte ein paar Stengel und sah einem Bussard nach, der hoch im Blau seine Kreise zog.

Der Weg wurde immer schmaler und endete am Rand einer Wiese, auf der Kinder und ein paar Pferde weideten. Ich kehrte eben zur Allee zurück, als ich Stimmen hörte. Suchend sah ich nach der Richtung, aus der der Schall kam, und entdeckte ein Stück vom Dach des Pavillons, das hinter Sträuchern hervorlugte. Ich blieb stehen und hörte rauhes Lachen. Dann sprach eine Frau, leise, kaum vernehmbar. Wieder wurde ein rohes Lachen laut, und jetzt kam die Antwort deutlicher, heftig und erregt. Ich erkannte Liddys Stimme, und gleichzeitig durchzuckte mich der Gedanke, daß ich in diesem Augenblick vielleicht die Lösung aller Rätsel

erleben würde. Zaudernd tat ich einige Schritte in das Gebüsch hinein. In mir stritt die Beschämung, zu horchen, mit der Hoffnung, Liddy und damit dem Freund vielleicht helfen zu können, wenn ich erfahren sollte, welche Geheimnisse ihre Ehe vergifteten. Deutlich hörte ich jetzt Liddy fragen: „Was wollen Sie von mir?“

„Geld, mein Liebling! Du siehst, ich bin immer noch der alte.“

Das war der Fremde vom Bahnhof, der Spaziergänger, den ich in der letzten Nacht gesehen. Ich erinnerte mich genau seiner unangenehmen Stimme.

„Geld!“ sagte Liddy erleichtert.

„Hab' keine Angst, mein Täubchen, deinen Liebsten will ich nicht, den schenke ich dir!“ höhnte der Mann.

„Schweigen Sie!“ rief Liddy. „Und wenn ich Ihnen Geld gebe, wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht mehr wiederkommen?“

Eine Weile blieb es still. Dann sagte der Fremde ruhiger: „Ich komme nicht wieder. Ich will versuchen, ein neues Leben zu beginnen. Diesmal ist's mein Ernst. Wenn es so oft schief ging und ich mich doch nicht ins Jenseits beförderte, so habe ich mich noch immer besonnen, um dir diesen Gefallen nicht zu tun. Du siehst, ich bin nicht so treulos wie du. Ich kehre zum zweiten Male zu dir zurück, obwohl du mich damals schnöde verließest, teure Gattin!“

„Ich verbiete dir dieses Wort!“ schrie Liddy.

„Entsinnst du dich nicht mehr, daß du Silvio Reveris Gemahlin warst, liebste Teresita? Soll ich deinem Gedächtnis mit einigen Münchener Programmzetteln nachhelfen? Die habe ich fürsorglich mitgebracht, um dich an die Wirklichkeit zu erinnern, falls du die Trozige spielen willst.“

„Schuft! So hast du schon einmal die letzten Groschen von mir zu erpressen versucht.“

„Nun, damals hast du mich ja sitzen lassen, und um Groschen handelt es sich ja diesmal nicht.“

„Genug!“ sagte Liddy. „Ich hole Ihnen Geld, alles, was ich habe, und meinen Schmuck dazu. Dann aber gehen Sie.“

„Den Gefallen will ich dir tun. Mich soll hier keiner treffen. Besonders nicht — er. Er hält dich wohl für einen Engel?“

Liddy schwieg. Ich hörte ihre Schritte auf dem zur Allee führenden Sandweg. Im Pavillon blieb es still.

Ich zitterte. Ein paarmal war ich nahe daran gewesen, hervorzustürzen und dem Kerl an die Kehle zu springen. Aber neben dem Mitleid für die unglückliche Frau fühlte ich tiefen Schmerz für meinen armen Freund, der zusammenbrechen würde, wenn er von der Vergangenheit Liddys hörte. Sollte ich zulassen, daß dem Schurken seine Erpressung gelang? Wenn ich ihn zur Rede stellte und davonjagte, würde er dann nicht noch schlimmeren Skandal anzetteln?

Plötzlich hörte ich in der Nähe Zweige knacken. Keine zehn Schritte von mir teilte sich das Gebüsch, und heraus trat Dieb.

Er sah mich nicht. Mit festem Schritt ging er auf den Pavillon zu und stieg die Stufen hinan.

Des Fremden Stimme schrie auf: „Ich errate, wer Sie sind. Aber wenn Sie mich aus dem Weg schaffen wollen, der Wirt im Dorfgasthof hat einen Brief in Händen, in dem steht schwarz auf weiß, wohin ich von dort aus ging, und wenn ich nicht zurückkomme, wird man wissen, wo man zu suchen hat. Ich war auf alles vorbereitet.“

Ich eilte vor, um möglicherweise ein Unglück zu verhüten, als ich Diez völlig ruhig und gelassen sagen hörte: „Ich will nichts weiter, als daß Sie sich augenblicklich entfernen. Sofort! Man soll Sie hier nicht mehr finden. Los! Eilen Sie!“ rief er drohend.

„Ich denke nicht daran. Mich umzubringen werden Sie nicht wagen. Was wissen Sie von mir — und Ihrer Frau? Soll ich Ihnen Aufklärungen geben . . .“

„Schweigen Sie!“ unterbrach Diez ihn schroff. „Wenn Sie wollen, können wir hier warten. Meine Leute werden gleich hier sein. Auch ich bin vorsichtig gewesen. Machen Sie dann Skandal. Ich habe Telephon im Haus und garantiere Ihnen, daß noch heute abend der Staatsanwalt handfeste Männer schicken wird, um einen gewissen Fabian Termöhlen holen zu lassen.“

„Verflucht!“ schrie der Fremde. „Ich bin in eine Falle gegangen.“

„Weiß Gott,“ sagte Diez, „daß ich Sie lieber niederknallen würde. Hier haben Sie Geld. In drei Tagen wünsche ich ein Telegramm aus Cherbourg von Ihnen in Händen zu haben, in vier Wochen eines aus Neuyork oder Rio oder sonstwoher von drüben. Wenn nicht — so wird man Ihre Spur zu finden wissen, und dann soll mir vor einem Skandal nicht bange sein.“

„Ich muß gehorchen. Der Satan soll's Ihnen segnen!“ Er lief aus dem Pavillon, kam durch die Büsche hart an mir vorüber und eilte quer über die Felder dem Dorfe zu.

„Nun kommt das Schwerste,“ hörte ich Diez halblaut sagen.

„Diez, Diez!“ rief ich erschüttert und trat auf ihn zu.

„Diez!“ rief ich nochmals und ergriff seine Hand.

Er antwortete nicht, beachtete mich gar nicht und sah

über mich fort den Weg hinab. Ich folgte der Richtung seines Blicks. Hinter einer Biegung des Weges schimmerte ein helles Kleid durch das Strauchwerk. Es war Liddy. In der Hand trug sie ein kleines Paket. Sie hielt den Kopf gesenkt, erst etwa zwanzig Schritte vor dem Pavillon sah sie auf und blieb stehen. Einen Augenblick stand sie still. Ihre weitaufgerissenen Augen gingen mit entsetztem Ausdruck von Diez zu mir und wieder zu Diez. Dann hob sie wie abwehrend die Arme, schrie auf und stürzte zu Boden.

Diez sprang die Stufen hinab. Er lief zu der Ohnmächtigen zurück, sank neben ihr in die Knie und nahm ihren Kopf in seinen Schoß. Sie mußte sich bei dem Fall verletzt haben, ein feiner Blutstreif sickerte über die blasse Stirn. Der Anblick brachte mir meine Geistesgegenwart zurück. Ich beugte mich zu Diez.

„Ich hole Hilfe, wir müssen sie ins Haus bringen. Wo finde ich einen Wagen?“

Der Freund sah dankbar auf. „Lauf zu Jansen,“ sagte er und deutete nach der Kutscherwohnung; ich sah das Strohdach in der Sonne leuchten.

Ich traf Mutter Jansen, eine weißhaarige Alte, im Gärtchen. Als ich ihr gesagt hatte, was geschehen war, lief sie ins Haus, kam mit einem schwarzhaarigen Mädchen, ihrer Tochter, zurück, und beide zogen aus einem Schuppen eine zweirädrige Handkarre. Das Mädchen brachte Decken und Kissen, und bald kamen wir an die Unglücksstätte*).

Liddy war aus ihrer Betäubung erwacht. Diez verharrte noch in der gleichen Stellung, unablässig strich seine Hand leise über ihre Wangen.

*) Siehe das Titelbild.

Ob und was sie miteinander gesprochen, wußte kein Mensch, aber ich sah den dankbaren Blick, mit dem Liddy zu ihm aufschaute. Als wir kamen, richtete sie sich ein wenig empor und wollte sprechen, doch Diez legte ihr liebevoll die Hand auf den Mund. Wir hoben sie auf und betteten sie in die Kissen. Bald kamen wir vor das Haus. Diez und die beiden Frauen trugen Liddy, die leise schluchzte, die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer. Ich blieb in der Vorhalle und schritt erregt auf und ab. Dann ging ich in den Speisesaal, wo ich mir ein Glas Wein eingoß. Der Trank belebte mich wieder, ich füllte das Glas nochmals und ließ mich in einen Stuhl sinken.

So traf mich Diez, und ich freute mich, als ein Lächeln über seine Züge ging. „Sie schläft,“ sagte er und setzte sich neben mich.

„Ich habe gehorcht, Diez,“ bekannte ich nach einer Weile. „Ich ging spazieren und hörte Stimmen im Pavillon. Als ich die deiner Frau erkannte, blieb ich stehen, und . . .“

Der Freund hob die Hand und wehrte ab. „Entschuldige dich nicht. Hast du alles gehört?“

„Ich glaube.“

„Was du gehört hast, war für mich nicht neu, seit Jahren wußte ich alles.“

Ich sah verblüfft auf.

„Hör zu!“ begann Diez. „Es tut mir wohl, dir alles sagen zu können. Ich erzählte dir gestern von der Kölner Dame, bei der Liddy Gesellschafterin gewesen ist. Als ihr in Kairo auffiel, wie ich mich um ihre Begleiterin bemühte, ließ sie mich zu sich ins Hotel bitten, nachdem sie Liddy vorher fortgeschickt hatte. Ohne Umschweife erklärte sie mir, daß sie mich bitten müsse, alle

Annäherungsversuche an das junge Mädchen künftig zu unterlassen. Ich sagte ihr, daß es nicht meine Absicht sei, ihre Gesellschafterin durch eine Liebelei bloßzustellen oder in dem jungen Mädchen unerfüllbare Hoffnungen zu erwecken; ich sei entschlossen, Liddy zu meiner Frau zu machen. Zu meinem Erstaunen geriet Frau Heydt in Aufregung und erklärte, daß von einer Heirat keine Rede sein könne. Schließlich erzählte sie mir auf mein Drängen, Liddy sei die Tochter eines höheren Beamten, der als pensionierter Regierungsrat in einer süddeutschen Kleinstadt lebe. Die Mutter starb früh. Liddy war das jüngste Kind, es sind noch vier Geschwister da, und die Verhältnisse waren drückend. Liddy sollte Musiklehrerin werden. Sie nahm Gesangstunden und begegnete eines Tages bei ihrem Lehrer dem Sänger Silvio Gerhardy, der in der Stadt ein Konzert gab. Das war der Mann, den du gesehen hast. Damals, als Liddy ihn zum erstenmal sah, war er noch berühmt und gefeiert, wenn auch moralisch schon erledigt. Davon wußte Liddy nichts, und als der berühmte Mann ihr Schmeichelhafte über ihre Stimme sagte, und daß sie im Konzertsaal oder auf der Bühne ihr Glück machen könne, war sie glücklich. Die häuslichen Verhältnisse und die übermäßige Strenge des grämlichen und verbitterten Vaters wurden ihr von da ab noch unerträglicher. Nach einem heftigen Auftritt schrieb sie heimlich an Gerhardy, sie habe sich entschlossen, Sängerin zu werden, und ob er ihr helfen wolle. Nun begannen die Schurkereien dieses Menschen, den Liddys Schönheit zu Lügen veranlaßt hatte. Er bot ihr ein Engagement in einer Operntruppe an, die er selbst gegründet hatte. Liddy floh in einer Nacht von Hause und fuhr zu Gerhardy, der sie begeistert aufnahm. Zunächst behandelte er sie liebens-

würdig und mit Vorsicht. Obwohl sie kaum zu tun hatte, gab er ihr eine glänzende Monatsgage, und das Gefühl der Selbstständigkeit ließ sie über manches hinwegsehen, was ihr im Leben der Truppe nicht gefiel, deren Mitglieder sie mit spöttischer Ehrerbietung behandelten. Bei einem längeren Aufenthalt in München veranstaltete Gerhardy auch Varietéaufführungen, und hier trat Liddy zum erstenmal als Partnerin Gerhardys auf. Im Programm nannte Gerhardy das Paar Silvio und Teresita Reveri. Es sei ein besonderer Anreiz für das Publikum, wenn sie beide als Gatten aufträten, sagte der Schuft der arglosen Liddy. An einem dieser Abende begleitete er sie in ihren Gasthof, folgte ihr unter einem Vorwand aufs Zimmer und ließ endlich die Maske fallen. Das Mädchen stieß ihn zurück, er hatte die Tür verriegelt, Liddy rief um Hilfe, es gab einen Skandal im Hotel, das Liddy sofort verließ. Mit zynischer Roheit hatte er ihr zuvor noch gesagt, daß alle Mitglieder der Truppe sie längst als seine Geliebte betrachteten. Liddy fand bei der Soubrette der Truppe, dem einzigen Mitglied, mit dem sie näher verkehrte, und die sie in der Nacht noch auffuchte, nur ein ungläubiges Lächeln, als sie jede intime Beziehung zu Gerhardy als Lüge erklärte. Am anderen Morgen verließ sie München und reiste zu ihrem Vater, von dem sie auf alle ihre Briefe nie Antwort erhalten hatte. Es kam zu einem schlimmen Auftritt mit dem alten Herrn, der ihr unter den schlimmsten Schimpfworten die Münchener Programme vor die Füße warf, die man ihm anonym und mit Anmerkungen versehen zugesandt hatte, und ihr für immer die Türe wies. Liddy fuhr nun zu einer Freundin im Rheinischen, die sie für mehrere Wochen aufnahm und ihr die Stelle einer Gesellschafterin bei Frau Heydt verschaffte. Zwei

Monate war sie dort, als sie eines Abends vor der Haustür Gerhardy traf, der inzwischen wegen Betrugs und Zechprellerei im Gefängnis gewesen war und nun unter dem Namen Fabian Termöhlen in Varietés dritten und vierten Ranges auftrat. Er forderte fünfhundert Mark von ihr; sonst wollte er bei Frau Heydt schriftlich unter Beifügung jener Programme anfragen, wie die ehemalige Geliebte Silvio Reveris ihre Stelle als Gesellschafterin ausfülle. Damals vertraute sich Liddy in ihrer Not Frau Heydt an und hatte die Güte ihrer Herrin nicht unterschätzt. Man ließ den Kerl ohne Antwort und hörte weiter nichts mehr von ihm. Das alles erzählte mir Frau Heydt. Ich dankte ihr herzlich für ihre Offenheit und reiste am gleichen Tage nach Korsika ab. Ich wollte in aller Ruhe mein Inneres prüfen. Mein Entschluß blieb fest, Liddy sollte meine Frau werden. Auf der Heimreise sah ich zufällig in Zürich in einer deutschen Zeitung Wiesenhof zum Verkauf ausgeschrieben. Kurz entschlossen fuhr ich hin und kaufte das Gut. Nachdem ich hier angekommen war, schrieb ich sofort Frau Heydt, die inzwischen nach Köln zurückgereist war, mein Sinn habe sich nicht geändert und ich bäte sie, Liddy von meiner Werbung zu unterrichten und ihre Bedenken wegen ihrer trüben Vergangenheit zu zerstreuen, von jener Unterredung in Kairo jedoch ganz zu schweigen. Nun weißt du alles.“

Dieß stand auf und legte mir die Hände auf die Schultern. „Lieber Kerl,“ sagte er, „es ist doch wahr, ich bin glücklich geworden. Und ich glaube, ich darf von Liddy das gleiche behaupten. Bis heute schien jene trübe Zeit für sie ausgelöscht zu sein. Jetzt —“ Die Stimme brach ihm, er wandte sich ab.

„Und Gerhardy?“ fragte ich. „Was war's mit jenem Fabian Termöhlen?“

„Ach so! Ja, das habe ich damals in Köln erfahren. Dort hat er einen Kollegen, der in der Lotterie gewonnen hatte, im Schlafe überfallen und beraubt. Der Mann wurde gerettet, der Dolchstich war nicht tief genug gewesen. Termöhlen verschwand. Wo er inzwischen gewesen sein mag, wissen die Götter; jedenfalls muß ihm das Messer an der Kehle sitzen, daß er die Reise hierher gewagt hat.“

Es klopfte, der alte Diener trat ein: „Die gnädige Frau fragt nach Ihnen.“

Dieß nickte mir lächelnd zu und folgte dem Alten.

Ich trat auf die Veranda und sah in den Park hinaus.

Durch die Äste der Bäume schimmerte die untergehende Sonne. Der Tag verglühete, Dämmerung und Frieden sanken auf Wiesenhof herab.



Gebrochene Fackel

Roman von Erika Niedberg

(Fortsetzung)

Bald nach der nicht gerade unterhaltsam, aber doch freundlich verlaufenen Mahlzeit gingen die Bettern wieder hinauf.

Agnes hatte gesagt: „Du wirst müde sein, Jürgen. Richte dich noch ein, soviel du magst, und dann schlafe.“

Sie reichte ihm die Hand.

„Und schlafe gut unter diesem Dach.“

Ihrem Sohn nickte sie zu. Er dankte, sich stumm und höflich verbeugend.

Jürgen lag schon lange im Bett, als noch immer Lichtschein und der scharfe Zigarettengeruch durch die Türrißen des Nebenzimmers drangen.

Er lag und sann. — In rascher Folge zogen all die schmerzlichen und qualvollen Ereignisse der letzten Tage an seinem aufgestörten Geist vorüber. Gegenwärtig am deutlichsten die Eindrücke dieses stillen, kalten Hauses, die strenge, wortfarge Frau und der so merkwürdig selbständige und frühreife Better. Er kam sich unerfahren, wie ein Kind vor neben diesem jungen Herrn mit seiner modischen Eleganz in der Kleidung und Steifheit in den Formen — außerhalb seines Zimmers. Wie sonderbar war alles, was er sprach. Und wie kalt. Modeproz. Stuzer!

Während Jürgen das dachte und sein eigenes Leben erwog, das sich fortan in der merkwürdig unklaren Luft dieses Hauses abspielen sollte, machte sich sein ehrliches Gemüt schon den Vorwurf der Lieblosigkeit. Tante Agnes war doch gut zu ihm gewesen. — Gewiß, das war sie. Nur sonderbar, wie sie zu ihrem Sohn stand. Oh, wie anders er und seine Mutter! Die liebe, schöne, heitere — die tote Mutter! Sein warmes, helles Eltern-

haus! Sein lieber, weichherziger, vereinsamter Bruder!
Der arme Hans-Jörg!

Tränen rollten über seine Wangen. Das bitterste Weh, das Heimweh, zerriß sein armes Herz. O Heimat! Heimat! O Vater und Mutter!

In dieser ersten Nacht unter fremdem Dach lernte Jürgen Gentin die ganze Verlassenheit, aber auch das ganze Verantwortungsgefühl des auf sich selbst, auf sich allein gestellten Elternlosen erfassen und verstehen.

Kurz vor Mitternacht erschreckte ihn das Anarren und leise Klirren eines im Nebenzimmer geöffneten Fensters. Er horchte, stand auf und spähte im Dunklen durch die Scheiben. Da sah er Johann aus seinem Fenster auf das Verandadach steigen und gewandt wie eine Katze am Weinspalier niedergleiten. Unten auf der Straße war er mit langen Schritten schnell verschwunden. Nun wußte Jürgen, welcherart die Vorzüge von seines Betters Zimmer waren. — —

Einige Tage später war der Konsul von seiner Reise zurückgekehrt. Das Haus hallte wider von Befehlen, lautem Sprechen und dem eiligen Treppauf und Treppab der Dienerschaft.

Der Mittagstisch war fortan reichlich mit guten Sachen besetzt, die von Baum serviert wurden.

Zu den regelmäßigen Gästen des Hauses gehörte Sabine Kehwald, die Witwe eines Arztes, mit ihren beiden eben erwachsenen Töchtern, die den Duft reifer Frauenschönheit und blühender Jugend brachten. Mit ihnen kam häufig ein Verwandter und geschätzter Geistlicher, Superintendent Reimann.

Regelmäßig zur Sonntagstafel stellten sich Frau und Tochter des verstorbenen jüngeren Bruders des Konsuls ein. Es waren arme Verwandte.

Jürgen erfuhr aus Johannis bissigen Bemerkungen, daß Luise Vidal, selbst aus einem alten Patriziergeschlecht stammend, ihr Vermögen durch ihren Mann verloren habe und mit ihrem Kinde ziemlich mittellos zurückgelassen sei, nachdem der Onkel noch einige Jahre eine unsichere Existenz als Makler geführt hatte.

Ragna Vidal, ein feingliedriges Geschöpf mit dunklem, schwarzem Haar und tiefen, lodernenden Augen, saß meistens schweigsam da bei diesen „Speisungen der Armen“, wie sie mit spöttischem Lachen diese Sonntagsmittage nannte.

Sprach sie aber einmal einen ihrer kurzen, leidenschaftlichen Sätze, so war ihr aufmerksamster Zuhörer — wunderlicherweise — der sonst so rücksichtslose Konsul. Fast schien es, als achte oder fürchte er sie.

Ihre Mutter blieb mit ständig gesenktem Kopf beinahe ganz schweigsam. Ihre mageren, unruhigen Hände hielten meist ein Spizentaschentuch, das sie gedankenlos um die Finger zu wickeln pflegte.

Manchmal, wenn der Konsul gar so laut sprach und prahlerisch eine Meinung verfocht, sah sie ihn staunend an.

Fühlte er dann ihren matten, starr beobachtenden Blick auf sich gerichtet, konnte er, mitten im Gespräch abbrechend, unwirsch fragen: „Na, Luise, was hast du auf dem Herzen? Womit kann ich dir dienen?“

Dann senkte sie wieder die Augen und sagte eintönig: „Ich habe nichts auf dem Herzen. Und mit etwas dienen kannst du mir auch nicht.“

Über Ragnas klarblasses Gesicht flog dann eine schnelle Röte. Sie preßte die Lippen und blickte ihren Onkel finster an.

Johann lächelte zu allem, aber Jürgen fragte sich

immer wieder verwirrt, warum in jedes in diesem Hause gesprochene Wort der sonderbar feindselige Ton hineinklinge.

Einmal, an einem Sonntag nach dem Essen, fragte Ragna den Konsul: „Kann ich dich kurze Zeit sprechen?“

Er war erstaunt. Diese Sonntagsruhestunde pflegte jeder im Hause zu respektieren.

Seine kleinen, harten Augen sahen sie böse an.

Spöttisch sagte er: „Du hast eben eine volle Stunde Gelegenheit gehabt, mich zu sprechen. Komm also später.“

„Danke sehr; später bin ich verhindert.“

„Meine liebe Ragna, du bist — sehr kühn.“

Sie lachte hell auf. Aber ihre Blicke funkelten. Dicht vor ihn hin tretend, sagte sie kalt: „Ist das kühn, wenn ich mit dir, dem Bruder meines Vaters, der sich selbst zu meinen Vormund bestellte, zu sprechen wünsche?“

Bereizt, aber mit einem Unterton von Unsicherheit, rief er ungeduldig: „So sprich! Komm in mein Zimmer!“

„Nicht nötig, so feierlich ist es nicht. Ich wollte dir nur sagen, daß ich zu meiner weiteren musikalischen Ausbildung später nach Berlin übersiedeln werde. Ich habe die Absicht, zur Bühne zu gehen.“

Er ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

„I, sieh mal an! ,Gehen werde'! So ohne weiteres: ,Gehen werde'! So! So! Weißt du denn auch, mein Döchtling, daß solche“ — er lachte laut — „Bühnensache Geld kostet? Und zwar allerhand Geld? Hm?“

Boshaft glitzerten seine kleinen Augen aus dem vollen, roten Gesicht sie an.

Ihre großen, flammenden Blicke ließen keine Sekunde von ihm.

„Ich habe eine genaue Berechnung aufstellen lassen. Danach muß mein kleines Kapital, das, wie du sagtest, in deinem Geschäft steht, reichen, bis ich fertig bin.“

„Und dann?“

„Dann verdiene ich.“

„Als Sängerin?“

„Ja!“

„Und deine Mutter?“

„Kommt zu mir.“

„So! Hm! Und wenn es mir einfiele, nein zu sagen?“

„Weshalb solltest du das?“

„Es könnte mir ja am Ende eine Sängerin in der Familie nicht passen —“

Spöttisch unterbrach sie ihn: „Ach, Onkel, den Einwand hatte ich nicht erwartet! Bei deinem regen Interesse für Bühnen und Bühnenkünstler. Übrigens“ — setzte sie, jedes Wort betonend, hinzu — „würde ich auch ohne deine Erlaubnis nach Berlin gehen.“

„Aber Ragna —!“

Frau Luise Widal wand verängstigt das Spitzentuch um ihre blassen Finger: „Aber Kind, wie sprichst du nur —?“

„Sehr kühn spricht sie, liebe Luise! Ich sagte das schon mal. Aber laß sie man! Laß sie sich man austoben. Widalsches Blut — mehr als der Vater hatte.“

„Verzichte auf das Erbteil! In dem Sinne, wie du es meinst. Und in einem anderen hat's Vater wenig genügt,“ sagte Ragna scharf.

Jeder, der den Konsul kannte, spürte, er nahm sich nur mühsam zusammen, und wunderte sich, daß er es so lange tat. Bei dem nächsten Wort jedoch konnte sein gefürchteter Zorn hervorbrechen. Behaglich, nur mit

versteckt drohendem Unterton sagte er: „Also zur Bühne! Sieh mal an! Und ohne meine Erlaubnis?“

„Ja! Wenn du dich weigerst, suche ich mir das Geld zu leihen. Nach einem Jahr zahle ich es von meinem Kapital zurück.“

Der Konsul lachte laut auf.

„So! So! Zahlst es vom Kapital — von deinem Kapital zurück! Sehr gut! Weißt du denn überhaupt, wie hoch sich dein sogenanntes Kapital beläuft? Was?“

Ragnas Augen flammten in sein massives, starkgerötetes Gesicht. Während sie sprach, erblichen ihr Wangen und Lippen.

„Ich weiß es nicht, aber du wirst ja genau wissen, wie hoch der Erbanteil meines Vaters war, der bei seines Vaters Tode im Geschäft stehen blieb. Ebenso, wieviel noch von der Mitgift meiner Mutter vorhanden war, als Vater damals aus der Firma ausscheiden mußte. Obwohl du nie Rechnung darüber ablegtest, wirst du es doch unzweifelhaft wissen. Ich nehme an, daß die Kosten meiner Ausbildung, die durch meine hiesigen Studien gesänglich fast vollendet ist, das mir später zufallende Kapital nicht überschreiten können.“

Stille folgte ihren Worten. Man hörte nur Frau Luises ängstliches Atmen. Sie zitterte vor Schreck, und doch schoß aus den verschüchterten Augen ein schadenfroher, haßerfüllter Blick zu ihrem Schwager hin.

Der saß und rang um Selbstbeherrschung. Seine Hände hatten sich geballt, sein breiter Oberkörper war wie zum Stoß vorgebeugt, als wolle er sich auf die zarte Gestalt vor ihm stürzen. Dann sprang er empor.

„Schweige!“ Es klang wie ein Wutschrei.

Donnernd fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Die Konsulin hatte die Szene mit keinem Wort

unterbrochen. Auch sie war bleich, und der Leidenszug um ihren Mund trat scharf hervor. Wenn während des Wortwechsels ihre Blicke denen des Konsuls begegnet waren, wichen seine Augen unsicher zur Seite, um dennoch wieder schnell, mit bösem Ausdruck über ihre undurchdringliche Miene hinzugleiten.

Die beiden jungen Leute blieben stumm noch neben ihrem Platz — Baum war lautlos hinausgegangen.

„Ragna! Aber Ragna!“ jammerte Luise Widal und schluchzte.

Die stand schlank mitten in der Stube — hoch reckte sie die Arme über den feinen Kopf.

„Ah — ah! Das tat gut!“

Sie strich der schluchzenden Frau über das graue Haar.

„Weine nicht, Mutter!“

„Du hast uns alles verdorben.“

„Verdorben? O nein, Mamachen!“ Dann ungeduldiger: „Beruhige dich doch.“

„Der Onkel war außer sich.“ Frau Widal schluckte und griff mit der Hand nach dem Herzen. Dieser Auftritt war für ihre schwache Widerstandskraft zu viel gewesen.

„Das hat man nun von dem jahrelangen Sichdemütigenlassen. Was hab' ich nicht alles hinuntergeschluckt. Was tat ich nicht deinetwegen. Und nun verdirbst du alles.“

„Ich habe nichts verdorben,“ sagte Ragna finster. „Und wär's auch so. Glaubst du, ich hätte Furcht? Vor dem dort, der sich meinen Vormund und meines Vaters Bruder nennt? Oder davor, allein und ohne einen Pfennig in der Tasche in die Welt zu laufen?“

Sie ging auf und ab, den Kopf zurückgeworfen,

die Augen lodern. Vor ihrer Tante blieb sie plötzlich stehen.

„Glaubst du auch, ich hätte Angst? Vor deinem Mann? Vor der Armut? Vor dem Leben? Du fühlst es, Tante Agnes: Du und ich — wir brauchen den Allgefürchteten nicht zu fürchten. Ich bekomme, was ich will! Ich packe zu und halte fest und zwingen, was mir widerstehen will.“

„Und gehst über deiner Mutter letztes bißchen Glück und die Ruhe ihrer alten Tage hinweg,“ sagte Agnes kalt.

Ragna fuhr mit einem Ruck herum.

„Soll ich zugrunde gehen? Als Almosenempfängerin? Wo ich — wo wir ganz andere Rechte haben? Du weißt es auch! Aber du und ihr alle schweigt und duckt euch. Aber ich nicht. Ich nicht! Um mein Lebensrecht laß ich mich nicht auch noch betrügen.“

Sie hatte heftig, mit schrillum Klang in der schönen, vollen Stimme gesprochen. Nun warf sie sich schluchzend in einen Sessel.

„Wer hat ewig von dem Gold in meiner Kehle geschwärmt? Ihr! Wer hat mir vorgeredet, an meinen Stern zu glauben? Ihr! War ich nur gut genug, an euren Gesellschaftsabenden euren hochmütigen Prozen vorzusingen? Und dann bescheiden zu verschwinden? Oh, ich weiß es wohl! Ich hab' es oft genug gehört: Ach so! Die Tochter von dem — dem Widal! Ja — an der sich der Konsul einen Gotteslohn verdient. Ja, wahrhaftig — einen Gotteslohn verdient der Bruder meines Vaters. Und jetzt soll ich hier eingesargt und um meine Zukunft gebracht werden. An allem, allem seid ihr schuld! Ihr allein!“

Agnes stand auf. Langsam schritt sie zur Thür. Im

Vorübergehen blieb sie neben dem laut schluchzenden Mädchen stehen.

„Kase dich nicht in Ungewisses und Überflüssiges hinein. Mit Verdächtigungen und feigen Verwünschungen hat noch kein Mensch ein edles Ziel erreicht. Mit ruhiger, steter Kraft zeige, daß du etwas kannst und willst. Und dann komm fordern.“

Ragna starrte freidebleich auf die geschlossene Tür. Ihre Mutter kam an sie heran und streichelte schüchtern begütigend ihr Haar.

„Rege dich nicht so auf, Kind! Sie meinen es nicht böß. Und sieh mal, wir . . .“

Ragna wehrte die Mutter ab, sie höhnißch unterbrechend: „Wir haben ja nichts. Ja, Ja! Das Lied höre ich jeden Tag. Wir haben nichts und müssen kriechen und uns ducken und danke sagen. Warum hast du dich nie um Vaters Angelegenheiten gekümmert? War denn niemand da, der deine und meine Rechte vertrat? Warum hast du die elenden Brocken, die man uns als Almosen hinwarf, gutgläubig als Nachlaß und Mitgiftreste hingenommen? Warum keinen zweiten Vormund bestellt . . .“

Sie stockte.

Johann hatte ihre Hände gepackt. In bleicher Wut rief er sie an: „Sei still! Willst du wohl still sein! Sag keinen Ton mehr! Du — du . . .!“

Die letzten beiden Worte preßte er langgezogen durch die Zähne; es war ein Laut voll von Haß und sinnloser Begierde. Den gleichen Ausdruck trug auch sein verzerrtes Gesicht.

Ragna stand mit einem Sprung auf den Füßen. Zäh stieß sie ihn zurück: „Los! Sag' ich! Sofort laß mich los!“

Ein Ruck — sie war frei. Außer sich, schüttelte sie die geballten Hände.

„Rühr mich nicht noch einmal an — du Sohn deines Vaters!“

Wieder flog eine Thür ins Schloß. —

Frau Widal stand vor dem leeren Sessel. Scheu sah sie nach ihrem Neffen, der gereizt im Zimmer hin und her lief.

Nun hatte Ragna es auch mit dem verdorben. Und sie, die Mutter, wußte, wie Johann immer heimlich Ragna nachgeschlichen war; bis über die Ohren war er ja verliebt in sie. Und eifersüchtig auf jeden, der mit ihr gleichgültige Dinge sprach oder über Musik. Immer hatte sie ihn schlecht behandelt und wie einen dummen Jungen verlacht; aber ihn so sich zum Feinde zu machen, das war in ihrer abhängigen Lage unerhört. Denn Johann hatte Einfluß auf seinen Vater.

Nun mußte alles vorbei sein.

Ängstlich nickte sie Jürgen zu. Was der arme Junge wohl denken mochte?

„Ich will auch gehen,“ sagte sie bedrückt.

Niemand hielt sie zurück.

Gleich darauf hörte man leise die Haustür schließen.

Baum kam herein. Mit unbeweglicher Miene räumte er die Reste der Tafel fort.

Von diesem Tage an verging die Zeit noch stiller in dem großen Hause. Gleichmäßig floß Monat um Monat dahin.

Der Konsul sprach bei den Mahlzeiten kaum ein Wort.

Agnes redete ein paar Sätze zu Jürgen, indes Johann das Essen hastig in sich hineinschluckte, froh, wieder

auf sein Zimmer zu seinen Zigaretten zu kommen, die er in immer schwereren Sorten in unsinniger Menge rauchte. Immer fanatischer ergab er sich der Musik.

Luise Widals und der wilden Ragna Plätze blieben leer.

Der Konsul trank seinen schwarzen Kaffee nicht mehr im Speisezimmer. Sobald er gegessen hatte, verschwand er nach kurzem „Mahlzeit“ in seinen Räumen. Baum trug ihm Kaffee und Likör dorthin. Selten erschien er danach wieder im Familienzimmer.

Aber Abend für Abend erklang durch die nächtliche Stille Wagenrollen, kam näher und verstummte. Abend für Abend öffnete sich das große Tor am Seitenflügel des Hauses, ließ den Wagen ein und schloß sich leise.

Durch die nun wieder herrschende Stille hörte man des Konsuls schwere Tritte auf der Treppe zu seiner Wohnung.

Fast immer war Jürgen noch wach. Er war einsam, wie noch nie in seinem Leben.

Ragnas wildschöne Lebenskraft fehlte ihm, mehr als er zuvor geahnt. Auch Pastor Reimann und Sabine Rehwald kamen selten und seltener.

Nur ein paar ihn herrlich fördernde Ferienwochen in des Superintendenten Pfarrdorf waren wie ein nur zu schnell vorübergegangener Lichtblick gewesen.

Nun arbeitete er zur Abgangsprüfung, meistens die halben Nächte hindurch.

Denn schlafen konnte er doch nicht. Johannis Treiben hielt ihn wach. Fast allnächtlich nahm er den Weg über das Balkondach hinunter auf die Straße.

Und Stunde um Stunde verrann, bis leises Knacken am Spalier und dann ein Klirren am Fenster seine Rückkehr anzeigte.

Auch heute war er fort. Überhaupt schien das ganze Haus noch wach.

Baum stieg eben wieder mit leisem Schritt die Treppe hinab, um, wie gewohnt, den Konsul zu erwarten. Auch Agnes' Zimmer waren noch hell.

Jürgen öffnete das Fenster. Herbe, hoffnungsfrohe Vorfrühlingsluft zog herein, umspielte die arbeitserhitzte Stirn und ließ ihn tief und freudig atmen.

Über den Dächern suchte sein Blick die Sterne. Und mit den leuchtenden Himmelswanderern zogen seine Gedanken hinaus zur Heimat. Zu dem kleinen mecklenburgischen Friedhof, zum Grabstein mit dem traurigen Symbol der gebrochenen Fackel, zu dem Bruder in der Ferne.

Sein Herz zerschnitt wieder das Abschiedsweh. Er sah den lieben, schlanken Jungen auf dem Bahnsteig stehen. Wie er an seinen Tränen schluckte und schließlich, vom Weh überwältigt, mit ausgestreckten Armen hinter dem Zuge herlief: „Jürgen! Jürgen, laß mich nicht allein!“

Er hatte ihn nicht mitnehmen und auch nicht herauspringen und bei ihm bleiben können.

Getrennte Brüder. Verlorene Heimat!

Wo in der weiten Welt würde er je wieder das Gefühl des Geborgenseins, der unbedingten Zugehörigkeit finden? Er war ein Fremdling in diesem Hause und würde es für immer bleiben.

Manchmal, in ganz seltenen Stunden fühlte er ein wärmeres Gefühl von der Konsulin herüberfluten, aber wie ein Rätsel stand gleich wieder hinter solcher Aufwallung ihr kaltes, strenges Verschließen.

Noch rätselvoller schien ihr Verhalten gegen Mann und Sohn.

Sie alle lebten wie durch eine unsichtbare, aber undurchdringliche Scheidewand getrennt.

Auf jedem Gemüt lag es grau und schwer; kein freier Atemzug. Kein froher Blick! Keine Hoffnung und somit auch kein Schaffen, das Freude brachte!

Mit Ragna, dieser Lebensprühenden, Lebenpackenden, schien das letzte und einzige Sonnenleuchten aus dem Hause entwichen.

Sein junges, übervolles Herz sehnte sich nach ihr. Mehr, als ihm zum Bewußtsein kam, begleitete sein Fühlen und Denken sie auf ihrem Pfad zur Höhe.

Tiefinnerlich, tief verborgen, sehnte er sich nach ihr und beneidete Johann, der heimlich den Weg zu ihr zu finden wußte, geheßt und gepeinigt von Eifersucht und Begehrlichkeit, die ihn, den Ruhelosen, ihr nachjagten.

Nach einem letzten Blick zur funkelnden Himmelswölbung wollte Jürgen das Fenster schließen, als er im Nebenzimmer ein leises Geräusch hörte. Er ging zur Tür. Halb öffnend, fragte er: „Bist du da, Johann?“

„Nein, Jürgen, ich bin hier.“

„Du — Tante Agnes?“

„Ja, ich suche Johann.“

Jürgen erschrak.

Er würde bald kommen, der leichtsinnige Mensch. Und wie immer auf dem gewohnten Weg. Wie konnte er vor dieser Entdeckung ihn und die Mutter behüten?

„Willst du nicht hier bei mir warten, Tante Agnes? Bitte —“ er rückte ihr einen Stuhl an seinen Arbeitstisch. „Johann wird gleich da sein. Er ist wohl im Theater.“

Sie kam und setzte sich.

„Im Theater? Vielleicht. Oder mit Ragna zusammen.“

Jürgen schoß das Blut ins Gesicht. Unsicher sagte er

„Trotzdem sie sich beständig zanken? Es sieht doch immer aus, als könnten sie sich nicht leiden.“

Die Konsulin nickte.

„Es sieht so aus. Und Ragna kann ihn auch wohl wirklich nicht leiden. Doch lassen wir das. Jedenfalls sind sie viel zusammen. Musik läßt sie ihr Zanken vergessen. Ragnas Auftreten in den Prüfungskonzerten des Konservatoriums wird prachtvoll rezensiert.“

„Ja,“ sagte Jürgen, „und Doktor Ritthof bläst Siegesfanfaren.“

Die Konsulin nahm ein Buch vom Tisch.

„Du solltest mehr unter Menschen gehen, Jürgen, du bist zu abgeschlossen. Übertreibst du den Fleiß nicht?“

„Ich möchte gern gut bestehen, Tante Agnes.“

Sie nickte.

„Daran ist nicht zu zweifeln. Hast du mit deinem Onkel schon über dein Studium gesprochen?“

„Nein. Damals, als die Eltern starben, ward es ja doch erörtert und bestimmt. Onkel Otto —“ Er stockte und bekam einen roten Kopf.

Drunten aus dem Garten schallten Stimmen herauf — deutlich Johanns immer etwas spöttische und Ragnas helle, vollklingende.

Und hier saß Johanns Mutter und mußte sehen, auf welche Weise ihr Sohn kam und ging!

Jürgen lief an das Fenster. Nur ihm ein Zeichen geben! Winken: „Komm durch die Haustür.“

Zu spät. Agnes stand schon neben ihm.

„Laß nur, Jürgen! Ich weiß das alles längst,“ sagte sie ruhig.

Verblüfft sah er sie an. „Du weißt das? Und leidest es?“ entfuhr es ihm. „Verzeih!“ murmelte er verlegen.

„Ja, Jürgen, ich leide dies und anderes,“ gab sie

eintönig sprechend zu und fuhr dann hastiger fort:
„Weil ich es nicht ändern könnte.“

„Soll ich hinuntergehen und ihm aufschließen?“

Ein mattes Lächeln glitt über ihre herben Züge.

„Er mag den gewohnten Weg nehmen.“

Zusammen sahen sie aus dem geöffneten Fenster.

Im Vogenlicht über der Einfahrt erblickten sie im Vorgarten Johann neben Ragna stehen, seitwärts, etwas im Schatten, die schlanke Gestalt Doktor Ritthofs.

Johann hatte seinen Arm unter den Ragnas geschoben, bestrebt, wieder mit ihr auf die Straße zu treten.

Hastig wehrte sie ihn ab.

Der Abendmantel glitt von ihren Schultern und enthüllte ihr helles Konzertkleid.

Deutlich klang ihre Stimme herauf.

„Geh jetzt ins Haus, Johann. Verstehst du? Ich will dich nicht mithaben. Ich verbitte mir deine Begleitung. Ich schäme mich. Du bist ja nicht nüchtern.“

Sie entriß ihm ihre Hand und wandte sich brüsk ab.

„Herr Doktor Ritthof, ich bitte um Ihren Schutz bis zu meiner Wohnung.“

Sie gingen der Pforte zu. Johann wollte ihnen nachstürzen, aber plötzlich blieb er stehen: „Johann!“

Ohne Zorn, doch messerscharf klang der Ruf zu ihm hinunter.

Ernüchtert starrte er nach dem Fenster, von dem seine Mutter eben zurücktrat.

„Geh hinunter!“ sagte sie zu Jürgen. „Laß ihn herein. Ich will ihn heute und hier nicht mehr sehen.“

Sie gingen zur Treppe. Dann verschwand Agnes Widal in ihren Zimmern.

Jürgen schloß unten die Glastür auf.

An ihm vorüber stürmte Johann. Ohne ein Wort zu sprechen, lief er in das Speisezimmer und goß aus einer Flasche schweren Portwein in ein Glas. In einem Zuge trank er ihn aus. Dann warf er sich in einen Sessel.

Abgebrochen, mit keuchendem Atem sagte er: „Was war denn das für 'ne Gespenstergeschichte da an deinem Fenster? Wie kam denn Mutter dahin? Was soll die Aufpasserei? He? Du Jugendspiegel, hast du sie etwa gerufen? Gepeßt? Bist ja ihr Liebling. Bist ihr ja lieber als der eigene Sohn. He! Ja! Ja! Das Widalsche Blut. Zu viel hab' ich ihr davon!“

Er stürzte ein zweites Glas Wein hinunter. Jürgen legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sei vernünftig, Johann! Gleich kann dein Vater hier sein. Geh jetzt hinauf.“

„Denke nicht dran. Hab' mit ihm noch diese Nacht zu reden. Wird' ihn hier erwarten.“

Er nahm von der Anrichte Brot und etwas kaltes Fleisch, setzte sich und rückte die Weinflasche näher.

„So, nun kann der alte Herr kommen. Der hält noch mit, kann ich dir sagen. Hat auch 'ne Herzstärkung nötig bei dem, was ich ihm zu sagen habe. Wird ihm doch wohl in die Glieder fahren bei aller Gemütsruhe, die er hat.“

Er lachte und trank.

Jürgen packte der Eckel.

„Geh jetzt hinauf! Du kannst deinem Vater so nicht vor Augen kommen. Geh mit mir. Komm.“

„Nee! Denke nicht dran! Muß gleich erledigt werden. Sie will nun weg.“

„Wer?“

„Ragna! Frag' doch nicht wie 'n Mondkalb.“

Ragna ging fort! Es gab Jürgen einen Stich. Aber

obwohl es ihn durchfuhr, sagte er äußerlich ruhig:
„Wenn es so ist, wird es dein Vater sicherlich wissen. . .“

„Wissen! Wissen!“ höhnte Johann. „Natürlich weiß er's. Was er aber nicht weiß, ist: Ich will mit.“

„Du bist ja verrückt!“

„Sehr freundlich, lieber Vetter. Ein Wunder wär's nicht. Dieser Ritthof! Dieser Kerl! Zweihundertmal täglich möchte ich ihm an die Kehle fahren. Eigentlich könnte ich ja froh sein, wenn Ragna ihm nun aus den Augen kommt.“

Er lehnte sich mit einer Grimasse zurück.

„Ah, wie hab' ich die Schinderei hier satt! Bis zum Halse steht's mir. Kontorbock, Speicher, Börsenkram. Satt! Satt! Nee, ich will 'raus!“

„Was? Euer altes, angesehenes Haus, das willst du nicht fortführen?“

„Nee! Will ich nicht! Habe außer dem fehlenden Geschmack daran auch nicht die Qualitäten dazu. Außerdem bist du ja da. Bist mir ja doch in allem über. An Reellität, Fleiß und anderen Schosen. Wirst ein großartiger Repräsentant unseres alten, angesehenen Hauses sein: ehrbar, solide, gewissenhaft. Indes ich, den göttlichen Funken in mir anblasend, die unsichere, aber herzbelebende Karriere eines vagabondierenden Musikanten einschlage, überlasse ich dir alle Rechte und Vorteile eines Abkömmlings dieses Patriziergeschlechtes.“

„Sprich keinen Unsinn! Ich studiere!“

„Abwarten! Mit des Geschickes Mächten und denen eines Vormundes ist kein Bund zu flechten.“

Er stützte das Gesicht in beide Hände. Dann warf er sich weit hintenüber.

„Donnerwetter! Donnerwetter! Diese Ragna! Diese Stimme; heilige Götter, was für 'ne Stimme! Und dies

teuflisch grausame, göttlich schöne, dieses feuerbrand-
lodernde und eiskalte Geschöpf, das sollte man dem
Ritthof lassen? — Nicht um die Welt! Nicht um tausend
Leben und zehntausend Tode! — Übrigens“ — er griff
in die Tasche seines Gesellschaftsrockes — „hier, mein
Tugendsohn! An dem heutigen Triumph dieses gött-
lichen Satans, meiner schönen Cousine, hast auch du
deinen Anteil.“

Er warf ein Notenblatt auf den Tisch.

„Das hat sie gesungen! Unter unglaublichem Bei-
fall! Aus Rand und Band, sag' ich dir, war die ganze
Herde.“

Jürgen sah entgeistert auf die Noten.

„Mein Lied! Vertont! Von wem?“

Johann lachte spöttisch.

„Von dir?“

„Allerdings, geliebter Sohn!“

„Keinem Menschen habe ich je meine Verse gezeigt.
Sie waren verschlossen, Johann.“

Der steckte sich seelenruhig eine Zigarette an.

„Nee,“ sagte er. „Nicht immer. Einmal lag dieses
Lied zwischen deinen alten verehrten Griechen. Da hab'
ich's rasch abgeschrieben und vertont.“

„Du hast gewagt, Kagna das singen zu lassen?“

„Hab' ich, teurer Sohn.“

„In diesem Konzert?“

„Hab' ich.“

„Du bist maßlos frech!“

„Stimmt!“

„Und maßlos eitel.“

„Ist beides zu brauchen.“

Er zog das Blatt zu sich heran. Leise summt er die
Melodie zu den Worten.

„Soll mich wundern, was der Kerl, der Ritthof, morgen für 'n Schmus drüber losläßt.“

Ärgerlich warf er die Noten wieder hin und ballte die Hand.

„So 'ne Stimme. So ein Weib. Und tut schön — wegen Rezensionen.“

Jürgen fuhr auf: „Das ist nicht wahr. Nie hat sich Ragna um Ritthofs Kritik bemüht. Niemals! Eher ist sie zu schroff. Ich weiß es bestimmt, und zwar von Kehwalds.“

„Na, denn nicht. Übrigens, wie gesagt: das Lied ist gut. Wird ständiges Repertoirestück der Signora Ragna werden.“

Er zog die Uhr.

„Donnerwetter! Zwei Uhr! Na, der alte Herr meint's wieder gut! Wäre wohl tatsächlich vernünftiger, man wartete bis morgen.“

Er gähnte laut und ungeniert.

„Wie 'n Kalb so nüchtern hat mich der Gespensterruf vorhin aus deinem Fenster gemacht. Bloß noch so 'n angenehmes Gleichheitsgefühl zwischen meinem alten Herrn und meiner unbeschützten Jugend. Wenn er jetzt käme . . .“

Räderrollen klang auf der Straße.

„Das ist er . . .“

Er ging zum Fenster.

„Na nu? Nicht durch die Einfahrt? Fährt vors Haus?“

Sie liefen beide aus der Glastür, schlossen die Außentür auf. Der Wagenschlag öffnete sich. Zwei Herren stiegen aus. Der eine von ihnen war der langjährige, befreundete Hausarzt, Doktor Raumer, der andere sein Klubfreund.

„Lieber Junge,“ sagte der Arzt zu Johann, „dein Vater hat einen Unfall erlitten. Rufe Baum. Und sage auch der Mutter Bescheid. — Herr Gentin! Hier, bitte anfassen! Vorsicht.“

Es schien wirklich, als sei das ganze Haus noch wach gewesen. Die Konsulin und Baum kamen den Männern mit ihrer Last schon auf der Treppe entgegen.

Ein grimmiges Lächeln überflog des Konsuls fahles Gesicht.

Schwer sprechend, aber mit gewohntem derben Spott sagte er: „Ja, da liegt er! Der olle Sünder! Kommt aber wieder hoch. Man keine Vorfreude, geehrte Leidtragende!“

Er winkte mit der rechten Hand, die linke hing schlaff herunter — Doktor Raumer, der mit ihm zusammen auf der Schulbank gesessen hatte, schalt auf ihn ein.

„Still! Ruhig jetzt! Hast zu parieren! Sonst flick' dich zusammen, wer Lust hat.“

„Oller Pflasterkasten . . .“

Die Augen fielen Vidal nun doch zu.

Tagelang ging von Konsul Widals Haus auf die Nachbarschaft und weitere Kreise eine dunkle Erregung aus. Müßige Neugierde und Teilnahme waren unterwegs, umspannen das alte, graue Haus mit dichtem Gewebe von Wahrheit und Dichtung und suchten mit einem kleinen angenehmen Gefühl des Gruselns wenigstens durch eine Unterhaltung mit dem Dienstpersonal etwas über den Unfall zu erfahren.

Baum ging mit seinem gewohnten, unbewegten Gesicht umher, und August in seiner Kutscherstube war dem Geschwätz auch wenig zugänglich.

„Sie haben mir Herrn Konsul so in 'n Wagen getragen. Weiter weiß ich nichts,“ sagte er trocken.

Oben am Krankenbett saß Agnes Vidal. Nach Tagen großer Erregtheit und darauf folgender großer Erschlaffung ging es langsam, kaum merklich wieder bergauf. Mit Riesenkraft kämpfte Vidal gegen das Untertreten. Wenn er mit der gesunden Rechten an den Kopf griff, über Stirn und Augen strich, so prägte er in diese Gebärde den eisernen Willen, sich das klare Denkvermögen zu erhalten. Und sein ungeheurer Lebenstroz siegte. Sein Bewußtsein ward auch in den schwersten Tagen nicht getrübt. Und allmählich gewann auch der linke Arm Kraft und Beweglichkeit zurück.

In dieser Zeit notwendiger Schonung machte Jürgen das Examen und stand nun ernstlich vor der Berufswahl.

Der Konsul hatte ihn auf seine Bitte an sein Lager gerufen.

In der derbleutfeligen Art, hinter der jedoch stets unbeugsamer Eigenwille lauerte, fragte er den Neffen: „Na los! Was drückt dich?“

„Ich möchte mit dir über meine Zukunft sprechen, Onkel.“

Jürgen stützte die Hände auf das Fußende des Bettes. Spötteleien machten ihn unsicher.

Zunächst sagte der Konsul nichts. Er blickte den großen, schlankgewachsenen Neffen zwinkernd mit seinen schlaunen, unruhigen Augen an.

Wie männlich und bildhübsch der Junge aussah. Johann konnte sich nicht mit ihm messen.

„Na, Jürgen, schieß los! Warum denn so 'n pastor-

rales Gesicht! Wie 'n Schulmeister. Willst wohl einer werden?“

Jürgen stieg das Blut in die Stirne.

„Etwas Ähnliches ja, Onkel!“

Widal hob die Hände: „Gott und die Welt! Schulmeister! Und so was ist hier im Hause großgezogen!“

Jürgen nahm sich zusammen. „Ich möchte studieren, wie ich das schon damals bei der Eltern Tod aussprach, Onkel. Allerdings denke ich an die Universitätskarriere. Geschichte, Literatur und Nationalökonomie — letzteres schlägt ja auch in das kaufmännische Fach,“ fügte er lächelnd hinzu.

Der Konsul fuhr sich durch sein dichtes, graues Haar.

„Junge, das kostet aber verdammt viel Geld.“

„Gewiß, Onkel! Aber da ich in kurzer Zeit mündig bin — so . . .“

Widal zog die Brauen hoch. Ein stechend scharfer Blick traf Jürgen.

„Sieh mal! Mündig! Denkst wohl: ‚Dann hab' ich mein Geld und kann machen, was ich will.‘ Ja, mein Junge, dazu ist der Herr Landgerichtsdirektor und leibliche Onkel der nächste.“

Er fuhr wieder mit der Hand über die Stirn. In die schlaffen, verschwommenen Züge trat ein würdevoller, gebietender Ausdruck. Es war plötzlich ein ganz anderes Gesicht.

„Was mich betrifft,“ sagte er tieferntst, „so sähe ich dich am liebsten auf einem Platz in meinen Kontoren. Würdest 'nen wahrhaft idealen Kaufmann abgeben.“

Jürgen unterbrach ihn und sagte ruhig, obwohl ihm das Herz heftig klopfte: „Ich darf dir nicht verhehlen, Onkel, es drängt mich mit allen Gedanken zum Studium. Zum Kaufmann müßte ich mich zwingen. Nicht einen

Funken Neigung spüre ich dafür. Und ich meine, gerade dazu muß man sich berufen fühlen. Außerdem ist doch Johann da. Und du selbst, Onkel! In kurzer Zeit bist du rüstig wie zuvor. Und Johann, der gewandte, kluge Mensch —“

Der Konsul winkte ungeduldig mit der Hand: „Laß, Laß! Johann allein, ach was! Ihr beide zusammen, das gäb' die rechte Mischung. — Ihr könntet was erreichen. Na also, ich bin noch schlapp, wollen bis morgen warten.“

„Ohne Bescheid, Onkel? Ich muß doch belegen.“

„Jung'! Jung'! Hast du 'nen steifen Nacken. Beinahe wie 'n Widal! Meinetwegen beleg' — beleg', was du willst.“

„Danke, Onkel! Vorher möchte ich jedoch zu Gentins fahren. Auch Hans-Jörg besuchen.“

Widal rang die Hände.

„Gott und die Welt! Fahr doch! Bist du 'n Umstandschrämer! Fahr doch mit meinem und deiner verehrten Lante Segen. Was, Agnes?“

Er wandte sich seiner eben eintretenden Frau zu.

Sie hob gleichmütig die Schultern. „Ich finde Jürgens Vorhaben verständig. Du aber sprichst zu viel. Du regst dich auf.“

„Denke nicht daran. Aufregen? Um so 'n Quarl?“ brummte er, ließ sich aber doch bequemer betten und schloß die Augen.

Nach einigen Wochen konnte Widal wieder seine Anordnungen im Geschäft treffen. Wie ihn in dieser Zeit erzwungener Ruhe rasende Ungeduld, fast unbezähmbarer Grimm über seine Ohnmacht gefoltert hatte, das wußte außer ihm nur noch die blasse Frau, die mit un-

bewegtem Gesicht an seinem Lager saß, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Es war, als bedürfe Agnes Widal in dieser Zeit ihrer unerbittlich gewissenhaften Pflege weder Schlaf, noch Speise und Trank.

„Wie 'n Wächter. Wie 'n Spion,“ knurrte der Kranke grimmig in sich hinein, ließ sich aber ihre Anordnungen geduldig gefallen.

Er wollte ja leben. Er mußte leben. Und seine Frau verhalf ihm dazu. Mit verbissenem Groll fügte er sich ihr.

Und so genas Konsul Widal.

Eines Tages hörte man seinen schweren Schritt wieder auf der Treppe. Die Tür zu den Kontoren öffnete sich.

Als er eintrat, ruhten alle Federn. Der erste Prokurist Ewaldsen sprach seine Freude über die Genesung des verehrten Chefs aus.

Widal winkte freundlich ab.

„Schon gut! Schon gut, lieber Ewaldsen!“

Sein scharfer Blick fuhr musternd über alle Pulte.

„Mein Sohn nicht da?“

Ewaldsen ward ein wenig verlegen. „Herr Widal ist eben fortgegangen.“

„So! So!“

Der Konsul ging geradedurch nach dem Privatkontor. Die Tür schloß sich hinter ihm. Die Köpfe neigten sich wieder über Briefe und Bücher, die Federn kitzelten. Nur Johanns Platz blieb leer.

Die jüngeren Leute schickten wohl nach dem Pult, auf dem noch unerledigte Sachen wie an jedem Tage bisher lagen, aber sie wußten, wie rasch und sicher der junge Herr arbeitete, wenn er wirklich mal daran ging. Sie mochten ihn gern, denn es lebte sich nicht schlecht

mit ihm; er war aus Gleichgültigkeit verträglich. Aber wie er Toleranz übte, so erwartete er sie auch von anderen für sich. Seit seines Vaters Erkrankung nahm er den Weg über den Balkon nicht mehr. Er ging und kam durch die Haustür, wie und wann er wollte.

Jürgen wußte, daß er fast allabendlich mit Ragna zusammen war, teils um ihren Gesang zu begleiten, hauptsächlich jedoch, um ihren Verkehr mit Doktor Ritt-
hof zu überwachen, dessen Rezensionen ihrer Leistungen eine immer größere Zukunft für sie versprachen.

Im allgemeinen gingen sich die beiden Wettern jetzt noch mehr als zur Schulzeit aus dem Wege, und die Tür zwischen ihren Zimmern blieb fast immer verschlossen. Johann begann sich als der „Ältere“ zu fühlen.

Die Widals besaßen draußen vor dem Tor einen alten Garten. Vernachlässigt, verbuscht und tief verschattet, ward er kaum je von der Familie des Konsuls aufgesucht. Der lange Mittelweg mit seinen altmodischen Rabatten, auf denen Blumen wucherten, die nie jemand pflückte, führte zu einem kleinen, grauen Rokoko-
häuschen mit erblindeten Fenstern und einer Tür, die beim Öffnen kreischte. Die zierlichen Möbel waren verstaubt, die bunten Bezüge verblaßt. Baum wußte sich der Zeit noch zu erinnern, wo hier zuletzt einem beschaulich und geruhsam plaudernden Kreis von Herren und Damen Tee serviert worden war. Einsam und friedlich war es hier.

Im Frühling, als der Rasen blau von Weilschen stand, hatte ein Gang vors Tor Jürgen in den alten Garten geführt. Wohligh umging ihn die Stille des vergessenen Platzes, und seitdem ging er fast täglich hin.

Er war nun Student. Das Ziel der Wünsche und

getreulicher Arbeit war erreicht. Er lebte im Reiche der mit scheuer, andächtiger Ehrfurcht geliebten Wissenschaft. In hohem Ernst erfaßte seine tiefe, weit über seine Jahre gereifte Natur Studium und Leben, unbeirrbar den Richtlinien folgend: Pflichttreue, unbestechliche Gesinnungslauterkeit.

Was ihm daneben als Erbteil des fangesreichen Großvaters erblühte: ein Lied, ein Stimmungsbild, das pflegte er mit zarter, dankbarer Empfindung und bewahrte es als unverdienten Reichtum und Schmuck.

Heute hatte er im Gartenhäuschen ein Tischchen voll mit Büchern und beschriebenen Vogen bepackt. Nachdenklich blickte er bald durch die offene Tür in das sonnenvergoldete Wachsen und Werden hinaus, bald schrieb er träumerisch lächelnd an den Blättern vor sich. Mit tiefem Freuen der stillen Schönheit dieser Stunde hingegen.

Plötzlich fiel ein Schatten durch die offene Tür. Helles Lachen klang. Ragna stand vor ihm.

Er sprang auf. Laut klopfte sein Herz.

„Du? Hier? Wie hast du dich hierher gefunden?“

Sie zog sich ein Stühlchen heran.

„Na, hält der noch? Scheint so.“

Sie stützte die Arme auf und sah Jürgen lachend an.

„Seit einigen Tagen bin ich schon auf deiner Spur.“

„Womit kann ich dir dienen?“

„Herrje, wie feierlich! Dienen? Mit nichts! Aber ich gehe nun nach ewigem, monatelangem Aufschieben bald fort. Da wollt' ich dich noch mal in Ruhe sprechen.“

„In Ruhe? Hast du dazu wirklich Zeit?“

„Wenn ich will, ja! Wäre mir nur Johann nicht immer auf den Fersen. Manchmal ist der Mensch mir unheimlich. Wenn der tolle Junge nur nicht einmal

was mit Ritthof anstellt. Ich bin froh, von hier fortzukommen.“

Jürgen erschraf. So ernst hatte er sich die gespannten Beziehungen Johanns zu dem so viel älteren Ritthof nicht vorgestellt.

„Sag doch, Ragna, was will er von dir? Leidenschaft für dich? Oder — Musik?“

„Beides. Vor allem aber ist er eifersüchtig auf Ritthof. Zur Verrücktheit wächst sich das aus. Und er sieht die völlige Grundlosigkeit nicht ein. Trotz seiner Schlaueheit.“

„Grundlos? Verzeih, das ist schwer zu glauben.“

„Unsinn! Wir alle kennen doch Ritthofs alte Beziehungen zu Sabine Rehwald. Jugendliebe! Konnte nichts daraus werden. Beide arm! Und sind es noch. Sie ward inzwischen Witwe, er Dozent der Musikgeschichte. Aber noch immer reicht es nicht. Nun warten sie auf die ‚Berufung‘. Er wird grau darüber werden. — Und sie? — Nein, sie nicht. Ihre Schönheit ist unverwüßlich, nicht wahr? Ihre beiden Töchter sind lange nicht so schön. Aber Elisabeth hat musikalisches Talent. Übrigens sind diese Beziehungen kein Geheimnis, sonst schwiege ich darüber.“

„Edith, die ältere Tochter, habe ich häufig in den Ferien bei Pastor Reimann gesehen,“ sagte Jürgen.

Ragna unterbrach ihn.

„Ja, ich weiß. Ihr führtet die ehrsamsten Gespräche. Psychologie, Physiologie, Metaphysik, Kantsche Lehre; ich lauschte, schauderte und hielt mir dann die Ohren zu.“

Jürgen sagte, verlegen ablenkend: „Ich habe immer nur bemerkt, daß Ritthof dich verehrte, Ragna.“

Sie lächelte. Dieser prachtvolle Mensch, dieser

Jürgen! Wie durchsichtig er war trotz seiner reinen Verschwiegenheit. Wie zart er zu verbergen strebte, was in seinem Herzen für sie aufgeblüht! Sie wußte es so gut. Sie hatte es wachsen sehen, weil sie in ihrem Herzen dasselbe Pflänzlein pflegte, für ihn. Ebenso verborgen wie er, denn die Zeit des vollen Blühens war noch lange, lange nicht gekommen.

Lächelnd beantwortete sie seine Frage: „Bewahre! Nichts als gemeinsames Kunstinteresse. Ich singe — er rezensiert. Sonst: kühl bis ans Herz hinan.“

„Du wohl; aber er?“

Sie wurde ungeduldig.

„Ich sag' dir doch, er liebt Sabine Rehwald. Und sie ihn. Und sie warten treulich aufeinander, Jahr um Jahr schon. Eine rührsame Geschichte, die mich gar nichts angeht. Ich habe ihn jetzt nötig, also stell' ich mich gut zu ihm. Ja, sieh mich nur entsetzt an. Egoist. Das bin ich. Und bleib's auch, bis ich oben bin! Ganz oben. Die erste. Die einzige. Wer mir zum Aufstieg hilft — gut. Aber mich binden? Nein! Ich wüßte nicht, was in der Welt mich binden könnte.“

„Und wenn der Konsul“ — Jürgen sprach nie als Verwandter von ihm — „wenn er dich nicht fortläßt?“

Ragna lachte hell auf.

„Der? Wenn einen Menschen, so zwinge ich den. Mit einem Wort. Einem Blick!“

„Ich glaube, Ragna, er haßt dich.“

„Tut er aus Herzensgrunde. Sehr ehrenvoll für mich. Er fürchtet mich aber auch. Und das ist noch ehrenvoller.“

„Ein wildes Herz haßt du, Ragna! Und rachsüchtig könntest du sein.“

Sie lachte.

„Kannst es glauben, lieber Jürgen! Aber die Rache, vielmehr die Vergeltung kommt von selbst. Die braucht meine Hände nicht. Durch einen anderen wird sie kommen.“

„Woran du dann ganz unschuldig wärest?“

„Vielleicht nicht ganz, lieber Jürgen. Doch nun genug.“

Sie reckte die Arme und warf den Kopf zurück. „Herrgott, bin ich froh, das alles hier bald hinter mir zu haben!“ Sie streckte Jürgen die Hand hin: „Du kannst es mir nachfühlen. Schleppest ja auch Ketten. Sprengte sie beizeiten, lieber Jürgen, sonst ziehen sie dir einen Sack unversehens über den Kopf.“

„Ich habe meinen Weg doch gerade und klar vor mir.“

„Wollen's hoffen. Immerhin. — Johann Peter Widal und seine Beschlüsse! — Na, laß uns von etwas anderem reden. Weißt du, weshalb ich dich gesucht habe? Danken wollte ich dir nochmals für dein Lied! Und dich bitten: Mache mir noch eins.“

Jürgen bekam einen roten Kopf. Seine Augen strahlten. Beklommen sagte er: „Meine Verse machen's doch nicht. Johannis Musik — die ist wirklich schön!“

„Ja!“ sagte sie ehrlich. „Er ist ein großes Talent. Aber Wort und Ton müssen gleichwertig sein. Ohne die Poesie deiner Verse —“

Er unterbrach sie erregt: „Ich bitte dich, Magna. Kein Lob. Keine Hoffnungen wecken. Die paar Verse...“

Sie griff schnell nach einem engbeschriebenen Hest.

„Du hast wohl mehr gemacht als ein paar Verse. Laß! — Ich will das sehen.“

Sie wehrte ihn ab und neigte den Kopf über die Blätter.

„Ragna, es ist eine Novelle . . .“ Er war hochrot. Bekommen bat er: „Gib her! Ich vertrage keinen Spott.“

Sie blickte ihn ernst an.

„Wer spottet denn? Herzlich bitte ich um dein Vertrauen. Erlaube mir, diese Novelle zu lesen. Oder besser: lies du sie mir vor.“

Zögernd, immer die Blicke auf ihr Gesicht gerichtet, ob nicht ihr gewohntes Spottlächeln sich zeige, nahm er die Blätter aus ihrer Hand. Versonnen sah er dann vor sich hin, ehe er sich zum Lesen entschloß.

„Es ist Wahrheit und Dichtung vermischt, Ragna! Das Erlebnis eines Ferienaufenthaltes bei Pastor Reimann in der Heide. Ich kann dir nicht sagen, wie viel der abgeklärte, lebensweise und lebenssichere Mann mir gegeben hat. Ich durfte in Menschenschicksale Einblicke tun; er zeigte mir das hohe Ziel des Verstehenwollens und Verzeihenkönnens, ich lernte ahnen, was ‚Seelsorge‘ bedeutet. Diese Novelle beruht auf von Dichtung überschleierter Wahrheit. Und in dieser Fassung und ihrem Ausklang wirft sie zugleich ein düster schweremutsvolles Licht auf das unerbittliche Gebot eherner Pflichterfüllung.“

Aufblickend sagte er zaghaft: „Vielleicht bin ich für solches Thema zu jung, zu lebensunerfahren; so nimm es denn als Ergebnis von Reimanns Einfluß und Lehre und übe Nachsicht.“

„Bitte, fange an,“ sagte sie einfach.

So fügte er sich.

Und nach einer Weile, in der das Weben und Summen des Frühlings sie heimlich umspann, begann er:
Wenn die Hände sinken.

Ruhig lag die Heide unter sturmzerissenem Gewölk. Raum fiel hier und da ein schneller Lichtblick auf die

braune Fläche. Durch schwarzgrüne Föhren fuhr heulend der Wind, Krähen flogen in dichten Scharen krächzend über das weite Land. Ein Menschenlaut ward nirgends hörbar.

Nur von der Landstraße, die sich schnurgerade in weit übersehbarer Strecke aus der Horizontlinie hob, lenkte eine städtische Kutsche in den schmutzzerweichten Heideweg ein, der bald über sanftgewellte Hügel, bald im grundlosen Hohlweg zum Dorfe Kentloh führte.

Der Kutscher schimpfte. Die Peitsche klatschte auf die Rücken seiner Braunen, aber sie blieben in ihrem mühseligen, langsamen Schritt. Der Wagen schwankte in dem ausgefahrenen Gleis, in dicken Klumpen fiel die lehmige Erde von den Rädern, mehr als einmal drohte völliges Steckenbleiben. Immer aufs neue legten sich die Pferde wacker ins Geschirr, eine feine Dunstwolke umgab ihre erschöpften, schweißbedeckten Körper, immer aufmunternd ruckte der Kutscher die Zügel.

„Hüh, Peter! Bald hat's 'n End'. I du meine Güte, so was nennt 'nen Heidjer nu 'ne Landstraße! So 'n Weg hat uns' Herrgott doch woll man in 'n Zorn erschaffen,“ brummte Krischan Schult auf seinem schwankenden Bock.

Welche Betrachtungen der Insasse des Wagens über das unwiderrufliche: „Immer langsam voran! Immer langsam voran!“ anstellte, entzog sich der Beobachtung. Die Fenster blieben geschlossen, kein Zeichen von Ungeduld ward bemerkbar.

Endlich war das Dorf erreicht. Mit letzter Anstrengung zogen die Pferde die Kalesche eine Art Wall hinauf, der, die tiefer gelegene Dorfstraße zur Linken lassend, dem Pfarrhaus zu führte.

Nun hielten die dampfenden Tiere. Krischan kletterte vom Boock und half einem Herrn aussteigen.

„Na, Herr Supperndent fühlen auch woll seine Knochen von das infamigte Kumpeln?“ sagte er treuherzig.

„Ja, Krischan, aber gut, daß sie wenigstens heil geblieben sind. Hier“ — der geistliche Herr zog die Börse — „sorge für dich und dein Gespann. Ein Krug wird wohl vorhanden sein.“

Krischan wendete um und der „Supperndent“ betrat den Flur des Pfarrhauses.

Feuchte Luft schlug ihm entgegen. Die weißgealkten Wände zeigten unten einen breiten, dunklen Streifen. Spärliches Licht fiel durch ein niedriges Fenster, das nach hinten hinaus auf einen Hof oder Garten gehen mochte.

Der Ankömmling hatte nicht lange Zeit, diese Einzelheiten zu gewahren. Seitwärts öffnete sich eine Thür und in den helleren Schein trat eine schlanke Männergestalt.

Einige Sekunden stummen Anschauens, dann streckten sich zwei Hände aus.

„Ulrich!“

„Richard!“

In der Stube standen sie sich gegenüber und maßen sich prüfend. Und beider Blicke wurden wehmütig.

In denen des Gastes las man: „Das ist aus Richard Rahn geworden? Solch abgehärmtes Leidensbild?“

Des Pfarrers Augen sprachen: „Zu solcher Wohlhäbigkeit konnte sich mein alter Freund und Leichtfuß auswachsen!“

Der Superintendent sah von seiner imponierenden Höhe auf die schmalen, gebeugten Schultern des vor ihm Stehenden.

Er zwang eine etwas gewaltsame Heiterkeit in seine Miene.

Da stand er nun in dem ärmlichsten Heidenest als inspizierender Vorgesetzter vor Richard Rahn, diesem glänzend Begabten, in dem grauköpfige Lehrer und jugendliche Genossen einen Auserwählten gesehen hatten, einen Priester, dessen Redegewalt ihm eine der ersten Kanzeln der Heimat zu sichern schien. Tatsächlich erhielt Rahn auch als erstes Amt eine Pfarre, die sonst nur mit ehrwürdigen, erprobten Geistlichen besetzt wurde.

Einmal, ganz im Anfang, war Roden, seinerzeit der faulste Strick auf der ganzen Universität, aber unzertrennliche Gefährte des ernststrebenden Rahn, Gast in der eleganten, glücklichen Häuslichkeit des Freundes gewesen. Jetzt, nach langen Jahren, war er wieder bei ihm eingekehrt — was war aus ihm geworden?

Rodens Augen schweiften durch den mehr als bescheiden eingerichteten Raum. Kopfschüttelnd setzte er sich auf das harte Ledersofa.

„Muß das sein?“ fragte er, auf die kahlen Wände, die wenigen einfachen Sachenweisend.

Pastor Rahn sah ihn fest an.

„Es muß sein! Du bist hier im ärmsten Dorf des ganzen Kirchsprengels.“

„Hm! Ich meine trotzdem, es müßte für einen Pastor ohne Weib und Kind zu einer standesgemäßerer, um nicht zu sagen menschenwürdigeren Umgebung reichen. Das Strohdach rutscht dir beim nächsten Sturm vom Haus, wie ich beim Vorfahren bemerken konnte. Mein Lieber, das alles sieht mir doch ein wenig nach Selbstkasteiung aus. Na, davon später!“ Er zog die Uhr. „Wann beginnt der Gottesdienst?“

„Um halb elf, wenn, wie heute, Frühkirche in der Filiale war.“

„Ach so, da warst du schon? Ein Wunder, daß du mit heilen Gliedern vor mir stehst. Das Umwerfen droht ja bei jedem Schritt auf diesen heillosen Wegen.“

„Ich bin gegangen, lieber Ulrich,“ sagte Kahn lächelnd. „Die Bauern geben ihre müden Arbeitspferde Sonntags nicht gern her.“

Über Rodens Gesicht lief ein Zucken.

„So! So! Und damit die Gäule ruhen, plagst du dich ab. Na — auch davon später! Jetzt — ich muß dir sagen, spüre ich Hunger. Sollte eine Tasse Tee oder Kaffee zu haben sein, ah —“

Die Thür hatte sich geöffnet. Eine Frau, ein mit Geschirr besetztes Tablett tragend, kam herein.

Ein blaues Leinenkleid, die große, weiße Schürze, das Häubchen auf dem schlichten, ergrauenden Haar gaben ihr das Aussehen einer Krankenschwester.

Roden sah ihr überrascht entgegen.

„Martina Eggers!“ rief er dann, freundlich die Hand ausstreckend. „Noch immer getreu im Koch?“

Die Frau wandte ihr ruhiges Gesicht ihm zu.

„Die Dienstbarkeit ist nicht schwer, Herr Superintendent, man darf nur nicht zu alt dabei werden.“

Sie ordnete das Frühstück auf dem runden Sofa-tisch: Tee, Eier, ein Teller mit Mettwurstscheiben, Brot und Butter. Dann ging sie wieder.

„Die treue Seele ist immer bei dir geblieben?“ fragte Roden nach einer Weile.

Schwere Schatten zogen über Kahns Gesicht.

„Ja! Sie tut es wohl um Marias willen.“

Schweigend sprachen sie dem Frühstück zu. Der Gast mit bestem Appetit, der Hausherr genoß kaum einen Bissen.

„Nun, noch immer die Gewohnheit, vor der Predigt zu fasten?“ fragte Roden mit einem Blick auf seines Nachbarn leeren Teller.

Der Pfarrer nickte. Er sah blaß aus, doch aus seinen Augen leuchtete tiefinnerliche Herzlichkeit, sobald er sie auf den Freund richtete.

Es kam keine Unterhaltung mehr zustande. Draußen hub das Glöckchen im Turm eifrig an zu himmeln.

Der Pfarrer verschwand in seinem nebenanliegenden Schlafzimmer, Lalar und Barrett anzulegen.

Roden folgte ihm, indem er mit einem selbstverständlichen: „Man darf doch“ über die Schwelle trat.

Auch hier die mönchische, fast ärmliche Einrichtung; nur dort über dem schmalen Bett an der Längswand leuchtete etwas, das grell aus der Umgebung herausstach.

Aus breitem Goldrahmen lachte das Bild einer jungen Frau, so hold, so voll Lebensfreude und heiterer Herzengüte, ein Strom von Frohsinn und Liebreiz ging von dem jungen Gesicht aus.

Das Glöckchen verstummte und noch immer stand Roden vor dem Bild.

Endlich wandte er sich auf eine leise Mahnung des Pfarrers um. In seinen Augen schimmerte es feucht.

„Ja, so war sie, deine Maria. So war sie, als die halbe Universität dem holden Professorentöchterlein zu Füßen lag. Richard, Mann, ist dir damals der Sieg ge-neidet worden. Und nun“ — er warf noch einen schweren Blick auf das reizende Antlitz — „nun ruht es schon so lange im Grabe! Und du? — Na, komm. Es verlangt mich, Richard Rahn einmal wieder predigen zu hören.“

Der Gottesdienst war aus. Die beiden Pfarrherrn hatten Martinas einfaches Mittagsmahl verspeist und

saßen nun bei einer Tasse Kaffee auf dem harten Ledersofa.

Über Rodens bewegliche Züge zogen wechselnde Stimmungen und Gedanken, indes Rahm den blassen Kopf still und ein wenig abgespannt an die Rückwand lehnte.

In lebhaftem Überlegen hatte der Superintendent längere Zeit den Rauchwolken seiner Havanna nachgeschaut, jetzt warf er die Zigarre plötzlich in die Aschenschale, legte seine wohlgepflegte Hand auf Rahms Schulter und sagte unvermittelt: „Ich laß dich nicht hier. Diese Verbannung hat jetzt ein Ende. Es ist Pflicht, dein Wissen und Können der Kirche dienstbarer zu machen, als es hier geschieht. Bitte, liebster Freund, höre mich an, laß mich aussprechen. Als du damals, vor langen Jahren, ein gebrochener Mann, vom Grabe deiner Frau und deines Kindes stracks zum Konsistorium ließt, um dich in übersubtilem Empfinden einer — hm — einer amtlichen Vernachlässigung anzuklagen, da dachte niemand ernstlich daran, deiner Bitte um Versezung in dies Heidenest nachzukommen. Man kannte deinen Charakter, deine glänzenden Fähigkeiten, achtete deine Gründe und hatte die allermenschlichste Theilnahme für den schwer Heimgesuchten. Deine Versezung erreichtest du nur durch beständiges Drängen; wie ungern sie dir bewilligt wurde, weiß ich genau. Nun gut — du wolltest es so. Aber mit wenigen Jahren wäre es genug gewesen. Hierher gehört einer unserer vortrefflichen einfachen Pfarrer, der, mit Gott, der Welt und seinem täglichen Brot zufrieden, ein braves Weib an seiner Seite hat und diesen alten morschen Kasten mit lustigen Kindern bevölkert. Solch ein Mann hält's hier aus. Und glaube mir, die Gemeinde

entbehrt nichts bei ihm. Du aber, Richard, du gehst hier zugrunde. Mein Herz blutet bei deinem Anblick. Und darum, was noch zu retten ist, das muß und werde ich retten. Was willst du hier? Glaubst du denn, ein Zehntel nur von deiner heutigen Predigt sei deinen Zuhörern verständlich gewesen?"

"Nein!" Rahn unterbrach ihn zum ersten Male. "Nein, von der heutigen nicht. Die galt dir allein. Als ich dein vertrautes Gesicht mit dem lebendigen, treuen Ausdruck auf mich gerichtet sah, da entschwanden mir die Worte, die ich meinen Dörflern hatte sagen wollen, und ich sprach nur für dich. Es war ein Klang aus ferner, toter Zeit."

"So laß sie wieder aufleben. Ein Wort von dir, und du hast, was dir gebührt. Glaub mir, du bist da draußen nicht vergessen."

"Aber ich will das Draußen vergessen. Ich habe das Arbeitsfeld hier nicht angesehen wie der Sträfling die Galeere. Als ich die Versekung hierher gewissermaßen erzwang, wollte ich nicht büßen, sondern wirken, schaffen. Ich habe Zeiten hinter mir, so voll Qual, daß ich zu unterliegen fürchtete, Tage, so voll Einsamkeit, daß ich zu ersticken drohte — aus all solchen Krisen hat mich die Arbeit an diesen sorgenmüden, freudearmen Seelen erlöst. Was ich bin und habe, gebe ich ihnen. Gewiß, das tut nicht jeder. Mir aber ist es Bedürfnis. Nur so kann ich zum Frieden kommen."

"Richard!" Rahn faßte eindringlich des Freundes Hand. "Wenn du den in achtzehn langen Jahren nicht gefunden hast, so ist er hier nicht für dich zu suchen."

Rahn entzog ihm die Hand. Seufzend legte er sie über die traurigen Augen.

"Doch," sagte er leise. "Nur hier. Ich kann den

Unblick meiner Bauern und Moorbrenner nicht mehr entbehren. Wenn ich sie ihre schwieligen, harten Hände in wirklicher Andacht falten sehe, wenn über ihre arbeitsstumpfen Gesichter ein Hauch von Weihe geht — vielleicht nur kurz, wie ein schneller Lichtblick, aber er war doch da — wenn sie, ungelenke Worte auf den Lippen, doch Vertrauen in den Augen, ihre Nöte zu mir tragen — dann, Ulrich, hab' ich Frieden. Du meinst es gut, Freund. Aber laß Rat und Bitte. Ich muß meinen Weg so weiter gehen, bis zum letzten Ziel.“

Roden schüttelte unwillig den Kopf. „Ich kann so nicht fort. Mir ist, als ließe ich einen Lebendigbegrabenen hinter mir. Ich muß dir helfen, Richard!“

„Das sollst du auch. Allerdings in anderer Weise. Ich habe einen großen Wunsch. Sieh, was ich hier in Herz und Seelen geweckt habe, so karg es stellenweise sein mag, es ist Eigenes, Freiwilliges. Meine Pfarrkinder haben Vertrauen. Manch harter Kopf hat sich gebeugt, nicht dem Zwang, sondern dem Zuspruch, der eigener Einsicht Spielraum läßt. Unglück soll nicht nur glauben und beten, es soll auch nutzbringend schaffen lehren. Ich Sorge mich, daß mein Werk hier zerfällt. Ich habe viel Herzblut daran gesetzt. Es ist mancher Funken darin von dem hellodernden Feuer, das einst in mir gebrannt. Ich möchte dauern sehen, was gut und nützlich daran ist. Und darum, Ulrich, möchte ich dies Werk, ehe mir die Hände sinken, weitergeben an einen, der stark und redlich solch Vermächtnis auf seine Schultern nimmt. Es ist kein leichtes Amt. Eine junge Kraft mag oft an dieser Enge rütteln. Freiheitssehnsucht wird ihn überwältigen — doch in der rauhen, klaren Luft, die so unverhüllt Menschenleid und Menschenirrtum zeigt, kommen eigene Wünsche bald zur Ruhe. Schicke mir

so einen, Ulrich. Und bald. Denn mein Herz fängt an, müde zu werden. Willst du, mein Alter?" —

Roden seufzte schwer.

Sein kluges Gesicht, das sonst den Ausdruck heiterer Menschenfreundlichkeit zeigte, war tief verstimmt.

„Was soll ich machen? Ich stehe wie vor Jahren unter dem Bann deiner Beredsamkeit. Meine Entschlüsse zerflattern vor ihr. Den Vikar sollst du haben. Mein Bruder sitzt längst im Konsistorium; ich werde seine Wahl schon leiten. Aber nein. Nein! Mir ist das alles nicht recht.“

Rahn drückte ihm mit einem Lächeln, das die verhärmten Züge wunderbar verschönte, die Hand.

„Du wirst dich darein finden, Freund — und laß es bald sein.“

Sie blieben schweigend beieinander. Was sollten sie reden? Sie spürten es — zwischen ihnen saß ein grauer, schattenhafter Gast, der war beredt und wisperte.

Die Dämmerung sah mit melancholischen Augen durch die Fenster, da klang in heiserem Bimmeln die Lürglocke.

Nach einer Weile trat Martina ein. Sie stellte die brennende Lampe auf den Tisch und meldete: „Die Armenjette ist da. Moorbrenner Hansen liegt im Sterben. Er möchte Herrn Pfarrer noch einmal sehen und bittet um das heilige Abendmahl.“

Rahn erhob sich.

„Verzeih, nun muß ich dich auf einige Stunden verlassen. Indes, Martina wird für dein Behagen sorgen.“

Er wandte sich dem Nebenzimmer zu, doch Martina hielt ihn zurück: „Wenn Herr Pfarrer erlauben, möchte ich mitgehen. Beim Rückweg ist's dunkle Nacht Herr

Pfarrer können die Laterne und den Kasten nicht selber tragen.“

„Ja, aber wo hast du denn deinen Küster? Das ist doch dessen Amt,“ fiel Roden ein.

„Der ist bis morgen über Land,“ sagte die Frau.

„So nimm einen Bauern, Knecht oder Tagelöhner — irgendwer wird sich doch finden. Martina? Das geht doch nicht. Unmöglich.“

„Bitte, Lieber! Ich gehe allein. Martina, du wirst für unseren Gast sorgen,“ wehrte Rahn mit ruhiger Entschiedenheit alle Einreden ab.

Als er ins Schlafzimmer getreten war, blickte die alte Frau Roden fest an.

„Es geht nicht, Herr Superintendent. Allein kann Herr Pfarrer nicht fort. Er muß eine längere Strecke ins Moor hinein. Die Wege sind stellenweise fast grundlos, mit dem Wagen kann man in dieser Jahreszeit überhaupt nicht durch. Dazu kein Mond, nur das bißchen Laternenlicht. Es muß einer mit.“

Roden begegnete aufmerksam ihrem Blick. Er verstand die stumme Mahnung darin. Freundlich trat er an sie heran.

„Ich freue mich Ihrer Treue, Martina Eggers! Beruhigen Sie sich. Ich werde meinen Freund begleiten.“

„Ich danke Ihnen, Herr Superintendent!“

Gelassen ging sie, mit dem stillen, geduldigen Blick, den die einst so fröhlichen Augen nun schon lange, lange angenommen hatten.

Ein eisigkalter Sturm fegte über die Heide. In kurzen Zwischenräumen jagte er schwere Regenschauer vor sich her, gerade den beiden Männern entgegen, die

mit gesenkten Köpfen schweigend durch das Unwetter dem Moore zustrebten.

Dort, im Schutze einiger riesigen, breitästigen Föhren, auf einem sogenannten Horst, abseits von anderen menschlichen Behausungen, stand des Moorbrenners Hansen Hütte. Viele Jahre hatte der einsame Alte hier gehaust, ohne Weib und Kind, ohne einen Angehörigen oder Nachbarn. Hart und verbittert mied er jeden Umgang, betrat nie ein Gasthaus, aber auch nie die Kirche.

Etliche Vorwitzige, denen die Neugier keine Ruhe gelassen hatte, waren in seine Einsiedelei eingedrungen — einmal und nicht wieder. Denn seitdem verbreitete sich das Gerücht, er sei ein Gottesleugner und Bibelverächter. Was jene von dem fortan Verfemten fernhielt, das brachte Pastor Rahn dazu, ihn in seinem Moor aufzusuchen.

Und bald kannte er das Glaubensbekenntnis des Einsamen. „Ich will nichts weiter, als daß mich die Menschen in Ruh' lassen. Wenn dazu nötig ist, daß sie mich einen Gottesleugner heißen, so mögen sie das tun. Ich wehre es ihnen nicht. Wenn die Narren nur wüßten, wie viel ich mein Lebtag mit Gott zu tun gehabt habe! In jeglicher Gestalt. Mit dem gütigen Gott zuerst. Dann mit dem zürnenden, vergeltenden. — Und ob ich nun den verzeihenden finden kann, das ist meine Sache allein. Ich ein Gottesleugner! — Die Narren! — Ich könnte ihnen Gott zeigen, wie sie ihn noch nicht gesehen haben!“

Mit der Zeit bildete sich eine Art Freundschaftsverhältnis zwischen dem Einsiedler und dem Pastor. Wohl jede Woche pilgerte Rahn einmal nach der Moorhütte. Nebeneinander saßen sie dann auf der harten

Lagerstatt Hansens, blickten in das schwelende Torf-
feuer, und was sie sprachen, das paßte sonderbar zu
dem jämmerlichen Raum, aus dessen Ecken bitterste Ar-
mut grinste.

Hinnerk Hansen hatte ehemals ein anderes Dach
über dem Kopf gehabt. Schwere Schicksale, eigenes
und fremdes Verschulden brachten ihn ins Unglück und
gaben ihm Erkenntnis über Dinge, die sonst kaum in
dieser Weise in den Gedankenkreis seinesgleichen traten.
Er hatte nie das Wort Philosophie gehört, er wußte
nichts von den hundert Sägungen und Lehren, die das
Menschengeschlecht zu Glück und Frieden führen sollen.
Doch wenn er mit dem Pfarrer abends am Torffeuer
saß, ringsum tiefe Stille, nur die Mooreule rief und ein
Käuzchen krächzte den Totenruf von der knarrenden Föhre,
dann offenbarte er sich als urphilosophische Natur.

Und manches liebe Mal ging der Pfarrer heim mit
dem Gefühl, nicht der Lehrende, sondern der Lernende
gewesen zu sein.

Die beiden Geistlichen hatten die Hütte erreicht. Der
Sturm drückte so heftig auf die morsche Tür, daß sie
Koden beim Öffnen aus der Hand gerissen und hart
gegen die Lehmwand geworfen wurde. Ein heulender
Windstoß drang herein. Hellauf flackerte das Feuer.
Die stiebenden Funken wirbelten fast bis zur unweit
stehenden Lagerstatt, auf der Hinnerk Hansen lag.

Zu Häupten, auf einem rohgezimmerten Tisch,
stand ein dünnes Talglicht. Armenjette, seine Pflegerin
in der letzten Zeit seines Siechtums, hatte es zur heiligen
Handlung bereit gestellt.

Koden zog sich in die dunkle Ecke zurück, indes Rahn
an das Bett trat.

„Hansen!“

Der Sterbende sah mit weitgeöffneten Augen zu ihm auf; ein freudiger Schimmer überflog die erlöschenden Züge.

„Nicht zu spät! Ich hatte schon Angst! Ich wollt' doch noch danken — viel, vielmals danken.“ Er sprach abgebrochen, aber klar. „Sie haben viel an mir getan, Herr Pastor. Sie sind zu mir gekommen, nicht als Priester zum Abtrünnigen, sondern als Mensch zum Menschen. Wie zu Ihresgleichen haben Sie zu mir gesprochen. Und haben nicht darauf gedrungen, daß ich nun in die Kirche gehen und den Leuten beweisen müßte: ‚Seht — ich bin kein Gottesleugner!‘ Ich — danke — danke, Herr Pastor.“

In tiefer Andacht nahm er das Abendmahl. Ein Lächeln des Friedens überglänzte sein Antlitz.

Nach einigen Minuten leichten Schlummers öffnete er wieder die Augen. Er sah den Pfarrer neben sich. Alle letzte Kraft drängte sich zusammen in einen Blick tiefer Dankbarkeit. Mühsam hob er die Hand, wies auf seine Brust, und dann nach oben. Deutlich vernahm man die leisen Worte: „Sünde. Gnade.“

Roden war neben den Pfarrer getreten.

„Das Werk, das da vollbracht ist, Richard, könnte man dir neiden,“ sprach er ergriffen.

Durch Rahns Gestalt ging ein Zucken. Mit unbeschreiblichem Ausdruck blickte er zur niedrigen Decke empor. Noch einmal streckte er segnend die Hände über den Entschlafenen. Dann hatte Nacht und Sturm die beiden Männer wieder aufgenommen.

Bald darauf schlichen zwei Würgengel durch das Dorf. Der eine kehrte ein bei den Kleinen, Widerstands-

unfähigen, der andere warf alt und jung auf das Totenbett: Diphtherie und Typhus.

Der Pfarrer leistete fast Unmögliches. Selbst seit jener Sturmnacht im Moor schwer leidend, ging er von Bett zu Bett. Und die Leute, seines nie ermüdenden Zuspruchs gewohnt, liefen Tag und Nacht zu ihm. Er war Seelsorger, Arzt und Pfleger zugleich.

Angeichts solcher Selbstaufopferung wuchs Martinas Sorge um ihn. Sehnsüchtig sah sie nach Hilfe aus. Der Vikar ward erwartet, doch durch allerlei Zufälligkeiten verschob sich seine Ankunft mehrere Male.

Am einem Nachmittag, kurz vor Weihnachten, kehrte Rahn sehr bald nach seinem Fortgehen wieder heim. Martina erschrak. Seine bläulich-blaffen Lippen bebten, sein Körper ward von Frostschauern geschüttelt.

„Wieder ein freundliches Menschenglück dahin. Abbauer Köhrs junge Frau ist eben gestorben.“

Die Worte kamen heiser und abgebrochen hervor.

Martina sah all ihre schweren Befürchtungen eingetroffen, aber wortkarg, wie Unglück und Einsamkeit nun einmal machen, sagte sie nichts.

Sie ging in die Küche, holte Späne und Torf und heizte in des Pfarrers Schlafstube ein Feuer an.

Dann, als sie das Bett zurückschlug, um in Asche gewärmte Steine hineinzulegen, trat er hinter sie.

„Was machst du, Martina?“

„Die Kammer ist feucht und kalt, und mir scheint, Herr Pfarrer haben sich erkältet.“

„Du meinst, ich müßte ins Bett? Jetzt schon?“

„Ich rate dazu.“

Sie verhüllte die Fenster, durch die eine eisige Zugluft blies, mit warmen Vorhängen.

„Wollen Herr Pfarrer nur klingen, wenn ich wieder kommen soll.“

Drüben in ihrem Zimmerchen saß sie und horchte auf das Glockenzeichen. Aber sie mußte lange warten, denn der Pastor hatte sich nicht niedergelegt, wie die treue Pflegerin hoffte; er saß an seinem Schreibtisch, und die zitternde Hand zwang die Feder in fiebernder Eile über das Papier.

„Mein lieber junger Amtsbruder! Es ist zu spät! Mein heißer Wunsch, die innerste Wesensart meines Strebens und Wirkens selbst an Sie weiterzugeben, ist mir versagt. Ich hätte Sie gern noch eine Weile geführt auf dem Pfad, der sich mir erst nach vielen Bitternissen aufgetan hat. Hätte Ihnen an dieser Stelle zugerufen: ‚Dies meide!‘, an jener: ‚Hier folge mir nach.‘

Solch ein Hinweisen ist nicht schwer für den, dessen Dasein mit allen Erfahrungen an Leid und Glück, an Irrtum und Schuld hinter ihm liegt. Schwerer ist das vertrauensvolle Nachstreben für den, der am Anfang steht und nicht weiß, was alles das Leben zwischen ihn und seine Ziele werfen kann.

Mein junger Freund, wir bedürfen der Kraft. Wir sollen die Macht haben, die Seelen zu uns zu reißen. Wir sollen ihnen zum Sieg verhelfen über sich selbst und jegliches Ungemach des Lebens. Unsere priesterlichen Hände sollen sich ausstrecken nach allen, die da kommen, und noch mehr nach denen, die sich nicht finden lassen wollen. — Mein junger Freund, dazu gehört Kraft. Und Glauben an diese Kraft. Ich besaß beides. Ich fühlte es, ich zwang die Herzen. Ich ward nicht stolz, aber das sieghafte Bewußtsein meiner Stärke ließ mich doch die Stirne höher recken. Und die Demut hatte geringen Platz in mancherlei selbstherrlichen Erwägungen.

Fieber glüht in den Adern, meine Zeit ist gemessen. Ich kann Ihnen nur mit kurzen Worten sagen, wie es kam, daß eines Tages der Priester in mir schwach wurde.

Ich hatte ein altes Arbeiterhepaar in meiner Gemeinde, verkommene, trunksüchtige Menschen. Sie lebten wie die Tiere. Unflätige Worte, Hohn und Lästerung ging aus ihrem Munde. Mit ganzem Ehrgeiz arbeitete ich an ihnen. Bei dem Manne schien mein unablässig pochender Hammer auch eine Bresche allmählich in die Eiskruste seiner Seele zu legen.

Im dritten Jahr meiner dortigen Amtstätigkeit kam es mit ihm zum Sterben. Gerade an dem Tage, an dem ich mein Töchterchen begrub. Und am Bette meines mit dem Tode ringenden Weibes saß.

Sie hatte sich bei der Pflege der Kleinen den Todeskeim geholt; beide wurden ein Opfer der Diphtherie.

In diese furchtbaren Stunden hinein brachte man mir die Nachricht, der alte Krüger verlange das Abendmahl.

Ich hörte wohl, was mir gemeldet ward, aber ich begriff es nicht. Meine Seele lag vor dem Höchsten im Staube und schrie und flehte um das geliebte Leben meines Weibes. Ich hielt die Hand der Sterbenden — und ging nicht.

Es kam ein zweiter Bote. Noch immer nicht konnte ich aus dem Abgrund meines Schmerzes zur Pflicht hinauffinden. Erst als die scheltende Stimme der alten Frau vor meiner Tür laut wurde, verstand ich, was ich versäumt. Ihre Worte: ‚Erst läuft der Pastor alle Tage und will befehren, und wenn man ’n braucht, dann kommt er nicht.‘ Die Worte sind mir lange, lange nachgegangen.

Meine Frau starb in derselben Nacht. Ich geriet in

todkrank, verzweifelte Stimmung. Ich war schwach gewesen. Ich fand den Priester in mir entthront. Zweifel an mir ergriffen mich und machten mich zum Sterben elend. Ich stand da wie von Gott verlassen — und die Furcht, alle Fühlung mit dem Höchsten zu verlieren, marterte mich. Aus solch verzweiflungsvollen Gedanken heraus drang ich auf die Versetzung in dies Heidedorf.

Hier in der Einsamkeit wollte ich mich und meinen Gott wiederfinden.

Ich ließ alles hinter mir: Glück, Ehrgeiz, Sicherheit und Selbstvertrauen. Arm kam ich hier an. Nur Martina Eggers, die getreue Haushälterin, die aus dem Hause meiner Schwiegereltern uns in unsere junge Häuslichkeit gefolgt war, begleitete mich. Mit selbstloser Liebe hat sie meine Frau von Kindheit an gepflegt bis zur letzten Stunde. Geduldig und tapfer hat sie die Einsamkeit mit mir ertragen . . .

Wenn sie auch bei Ihnen bleiben wollte, wenigstens eine Weile, es würde wertvoll für Sie sein.

Achtzehn Jahre habe ich in dieser Abgeschiedenheit gelebt, ohne die Welt draußen wieder zu sehen.

Heute bin ich am Ende.

Mein erstes Wort an Sie, mein junger Freund, wird auch mein letztes sein. Wollen Sie eine Nutzenanwendung daraus ziehen, so lassen Sie es diese sein: Stehen Sie immer auf der Wacht vor Ihren geheimsten Seelenregungen — mißtrauen Sie nicht der Macht, die Sie über die Menschenherzen haben sollen. Denn Vertrauen in uns tut uns not.

Aber hüten Sie sich vor Selbstherrlichkeit. Handeln Sie nie aus Ehrgeiz. Lassen Sie verzeihende Milde, menschliches Verstehen des menschlichen Tuns den

Untergrund Ihrer Handlungen sein. Wer selber irrte, weiß Gnade zu verheißen, und zu empfangen.

Meine Hände sinken — es ist vollbracht.“

Kein Glockenzeichen hatte Martina gerufen. Als sie trotzdem endlich hinüberging, fand sie ihn, seine Stirn vor sich auf den Schreibtisch gepreßt, schwer atmend, fast bewußtlos. Sie hob sein vornüber gesunkenes Haupt. Zwei fieberhafte Augen sahen sie an. Da ging sie und schickte den Nachbarn zum Arzt.

Am Abend des anderen Tages brachte eine Expresspost den Vikar von der Bahn.

Der aber, der ihn hatte lehren und führen wollen im schweren Amt, lag bleich und friedlich auf seinem Lager; ein stiller Mann.

Martina Eggers stand im Hausflur und empfing den Langerwarteten.

Blaß, aber ruhigen Gesichts, trat sie mit dem erschütterten jungen Mann an das Totenbett. Ihre zusammengepreßten Lippen erstickten das Schluchzen, das gewaltsam aus ihrer Brust hervorbrechen wollte.

Sie sah auf das ergebungsvolle Antlitz nieder. Auf den Mund, der noch jetzt in seinem ewigen Schweigen eine ganze Leidensgeschichte erzählte.

Und alles, was er stumm und doch beredt ihr, nur ihr allein verriet an begrabenem Glück, an gestorbenen Hoffnungen, das alles sollte sich nun einem Fremden enthüllen.

Die letzte Wohlthat, selbst die Erfahrungen seines Lebens, warnend, mahnend in einer anderen Seele niederzulegen, war dem Toten versagt geblieben. Martinas treue Hände hielten dies Vermächtnis: Sie

sollte seinen Lebenskampf offenbaren, damit der Jüngere lerne und wäge.

Und dieser Jüngere stand in stummer Ergriffenheit neben ihr, der ergrauten Frau. Er wagte nicht, die Stille zu unterbrechen, und Martina dankte ihm innerlich sein Schweigen. Sie hätte eine fremde Menschenstimme an diesem Orte nicht ertragen.

Sie hob die Augen zu dem Bild über dem Lager. Holdselig lächelte das Antlitz der jungen Frau aus dem Rahmen. Martina neigte wie grüßend das Haupt. „Nun hast du ihn wieder, meine Maria!“

Leise deckte sie ein weißes Tuch über den stillen Schläfer.

Das letzte Wort war verklungen.

Jürgen blickte vor sich hin.

Ragna hielt die Augen hinter der Hand verborgen.

Sie schwiegen beide.

Und des Sommers Summen und Weben umspann sie wie zuvor in heimlicher, seltsam flüsternder Stille.

Plötzlich sprang Ragna auf.

„Das geht ans Herz.“

Sie umfaßte seine Schulter.

„Du lieber, dummer Junge! Wie kommt dir dieser tragische Ton?“ sagte sie gerührt. „Ein Greis, den das Leben gerüttelt und geschüttelt hat, der sollte so etwas schreiben. Du Jüngelchen aber, Studentlein, das selig in die Welt hineinspringen sollte . . .“

Er sah sie ernst an.

„Vergiß nicht die beiden Gräber draußen auf dem kleinen Friedhof. Und die gebrochene Fackel unter dem Namensschild.“

Sie strich ihm sanft über die Stirn.

„Ja! Ja! Wenn sich die Augen von Vater und Mutter schließen! Und wenn man dann den Händen liebevoller, hilfsbereiter Verwandten überliefert wird. Na, ich hab's ja bald durchgekämpft. Und Mutter lebt abgestumpft und deshalb friedlich dahin, bis sie bei mir wieder aufleben soll. Meines armen Vaters Recht aber, das steckt noch irgendwie und irgendwo verborgen in dem alten, grauen Hause. Und das soll noch einmal wieder hervor ans Tageslicht. Gelobt hab' ich's mir. Du aber, Jürgen, paß auf. Hüte dich vor dem Chef des Hauses Widal. Laß dir nicht dein Menschenrecht, dein Selbstbestimmungsrecht rauben. Und nicht deines Vaters Geld und Gut. Sie fangen es langsam und leise an; man merkt es kaum. Hüte dich! Ich rate dir gut.“

Jürgen fragte betroffen: „Was ist deinem Vater geschehen, Ragna? Und wer tat ihm unrecht?“

Sie wollte heftig erwidern, dann stockte sie: „Nein! Heute nicht! Nach dem Schönen, was du lasest, nicht dies Häßliche. Wir wollen jetzt von etwas anderem sprechen.“

Sie nahm die beschriebenen Blätter.

„Dies überlaß mir, ja? Ich bringe dir's gut unter. Sollst mal sehen, bald bist du ‚gesuchter Mitarbeiter eines angesehenen Blattes‘. Weiter also! Und wenn's deine Eigenart erlaubt, so laß das folgende nicht so ganz unter dem Eindruck des traurigen Symbols eures Hauses sein. Ein Rat — nicht zürnen darum! Nein?“

Ein herzlich lieber Blick tauchte in seine Augen.

„Jetzt muß ich fort. Wann sprechen wir uns wieder?“

Jürgen sah fassungslos sein Heft in ihren Händen.

„Aber Ragna. Drucken? Das geht doch nicht. Ist ja gar nicht reif und gefeilt. Gewiß taugt es gar nicht . . .“

„Das weiß der Verfasser nie selbst,“ sagte sie seelenruhig. „Überlaß nur alles mir. Wann sehen wir uns wieder?“

„Nächste Woche fahre ich zu Onkel Gentin nach Schwerin. Dann nach Warsow, um Hans-Jörg zu besuchen.“

„So! Dann auf später! Wenn du zurückkehrst, bin ich wohl nicht mehr hier. Jedoch in Verbindung wollen wir immer bleiben. Vergiß das nicht, Jürgen! Immer!“

Herzlich reichte sie ihm die Hand. In ihren dunklen Augen schimmerte es feucht. „Vergiß auch nicht die Lieder für mich. Und laß dich nicht unterkriegen. Nicht begraben in dem alten, grauen Kasten. Der hat schon mehr Menschenglück in sich hineingefressen. Auch das von Tante Agnes. Wenn sie auch zu schweigen und zu tragen vermag wie selten einer, ihr ganzes Dasein hier war ein Opfer, ein Leiden ohne Ende. Dir soll's nicht auch so ergehen. Du kannst was. Es steckt was in dir, das sich gegen Widalsche Art auflehnen muß. Deines Großvaters Blut — Künstlerblut — rumort. Und du wirst es nicht bändigen können. Wir beide können's nicht. Du nicht das Wort, ich nicht den Ton. So laß uns der Welt geben, was uns verliehen ward. Versinke nicht in Resignation. Kraft! Und Lebenstrost! So zwing's! — Siehst du: Dies dein Werk ist schön, voll feiner, stimmungsvoller Poesie, ohne süßliche Sentimentalität greift es ans Herz; aber dennoch sage ich dir: Nicht sinken sollen dir die eigenen Hände. Du sollst sie ausstrecken nach allen Lebensgütern, nach dem Streben und Kampf und dem Sieg des Künstlers in dir. Und zupacken sollst du!“

Er sah sie hingerissen an. Und in diesem Augenblick

empfang er die Gewißheit: nimmer würde sich ihrer beider Schicksal voneinander lösen können.

Sie standen in der offenen Thür. Das Sonnengold lag auf ihrem Antlitz.

„Wie lieb kannst du sein, Ragna. Und wie stark du bist.“

Sie sprang lachend die Stufen hinab.

„Na ja! Ich kann auch lieb sein; es kommt darauf an. Aber stark bin ich, da hast du recht. Nun lebe wohl! Und folge mir nach!“

„Ich danke dir, Ragna —“

Ihre schlanke, schöne Gestalt verschwand schon am Ende des Weges.

Der Privatdozent Doktor Ritthof stand in dem elegantesten Blumenladen der Handels- und Universitätsstadt und musterte unschlüssig die hohen Gläser voll langstielig geschnittener Modeblumen, die flachen Schalen, überquellend von herrlichen Rosen.

Aber Rosen? Jetzt im Rosenmond? — Das schien ihm für verwöhnte Menschen nur zu anderer Zeit von Reiz zu sein.

Die Verkäuferin hielt ihm schon die schönsten entgegen.

„Oder sollen es wieder Tuberosen sein?“ fragte sie vertraulich.

Ritthof ward ein wenig verlegen. Sie bot ihm die Blumen, die er früher für Ragna zu wählen pflegte.

„Danke. Heute möchte ich etwas anderes haben.“

Er wählte lange. Nicht mit der zärtlichen Sorgfalt eines Liebenden, der weiß, auch die kleinste Gabe erfreut, die unscheinbarste Blume redet von dem Gefühl des Gebers, er wählte mit der peinvollen Unsicherheit,

die aus der Unkenntnis der Geschmacksrichtung der zu Beschenkenden entspringt, die fürchtet, nicht das Richtige zu treffen.

Endlich hatte er aus den verschiedensten Sorten einen kostbaren und dennoch nichtsagenden Strauß zusammenstellen lassen.

Er schob ein kleines Kuvert, das schon den Namen „Fräulein Melitta Arndt“ trug, unter die Seidenpapierhülle, zahlte und gab dem Gärtner die Adresse an.

„In die Wohnung des Herrn Geheimrats Arndt zu schicken.“

Er wollte noch Straße und Hausnummer hinzufügen, aber eifrig beteuerte die Verkäuferin: „Oh, ich weiß! Ich weiß Bescheid.“

Wer hätte auch nicht die Wohnung des berühmten Chemikers gekannt? Des Mannes, dem zurzeit die Universität ihren Ruf verdankte, der seit Jahrzehnten eine Schar von Hörern anzog.

Als Ritthof auf die Straße trat, dachte er noch eine Weile an seinen Strauß. Denn sie war etwas mokant, die kleine Melitta mit der fecken Nase und den glänzend schwarzen Augen.

Der ernste Ritthof war verlegen bei der Vorstellung, der spottlustige Mund des verwöhnten Mädchens könne irgendeine absprechende Bemerkung über die Art seiner Aufmerksamkeit äußern.

War er denn töricht? — Weshalb diese knabenhafte Unsicherheit? Unmutig fuhr er über die Stirn, blieb unter einem Alleebaum stehen und hielt den Hut in der Hand.

Es war ein wundervoller Sommertag. An ihm vorüber strömten die Menschen. Getrennt durch eine breite, in herrlichster Farbenglut leuchtende Gartenanlage

dehnte sich vor ihm der Bahnhof aus. Unaufhörlich strebte eine Menge Menschen den Portalen zu. Junge Mädchen, licht gekleidet, Studenten in bunten Mützen, dazwischen die Mütter mit Kuchentrommeln, Tüchern und Regenschirmen.

Ritthof zog die Uhr — der Extrazug ging jetzt ab.

Er wurde immer nachdenklicher. Machte ihn die strahlende Sommerpracht, die Schar lachender, sorgloser Jugend melancholisch? Weshalb? — Lag denn die Zeit, frohmütig mitzulachen, wirklich schon hinter ihm?

War es nichts mehr für ihn, wie jene dort, in den Vergnügungszug zu springen und unter lustigen Grüßen leichtherzig in die Welt hineinzufahren?

Sein Blick glitt zur Seite. Außerhalb des Staatsbahnhofs stand, ebenfalls fertig zur Abfahrt in entgegengesetzter Richtung, die Kleinbahn. Nur wenige Ausflügler benutzten heute den Zug, der, als nächstes Ziel ein großes Pfarrdorf durchschneidend, weiterfuhr in ein Revier, in das er vornehmlich zur Feierabendzeit Arbeiter zu befördern hatte.

Ritthof überlegte. Dort wohnte Sabine Rehwald. Lange war er nicht dort gewesen.

Er ging auf den Schalter zu und löste eine Fahrkarte. Nicht so, wie man etwas Angenehmes, Erfreuliches unternimmt, setzte er sich in eine Abteilecke.

Gemächlich holperte das „Zügle“ auf seinem schmalen Gleis dahin und Ritthof ließ seine Gedanken mitlaufen, nur schneller als das „Bähnle“ kroch.

Ritthofs Cousine, Sabine Rehwald, war die Witwe eines Arztes, der sich vor Jahren, in der ersten Zeit seines jungen Ehestandes, dort niedergelassen hatte.

Glücklich hatten sie gelebt, bis Doktor Rehwald auf einer nächtlichen Fahrt durch gebirgiges Gelände ver-

unglückte. Die Bremsvorrichtung an seinem Fuhrwerk versagte, der Wagen rollte einen Abhang hinunter, überschlug sich und Rehwald stürzte in weitem Bogen auf den steinigen Grund.

Erst morgens fand man ihn. Das Rückgrat war verlegt. Der kräftige, arbeitsfrohe Mensch war für sein Leben ein gelähmter Krüppel.

Sie blieben in dem Häuschen wohnen, das sie vor Jahren gekauft. Der obere Stock ward vermietet, im unteren Geschosß richtete sich Sabine mit ihren beiden Töchterchen und ihrem für immer an Bett und Rollstuhl gefesselten Manne ein.

Wie bescheiden sie sich einrichten mußten, das wußte nur sie allein; sie lebten von den Zinsen eines kleinen Erbteils und ihrer Ersparnisse.

Zehn Jahre lang pflegte sie ihren Gatten mit der Geduld und Unermüdlichkeit einer Märtyrerin, dann ward er erlöst und sie.

In letzter Krankheitsphase, in der durch hinzutretene Gehirnerweichung der Unglückliche kaum noch etwas von sich und seiner Umgebung wußte, kam Viktor Ritthof an die Universität.

Er suchte die Verwandten auf und war betroffen und hingerissen von der Schönheit und Entsagungskraft der sorgenbelasteten Frau.

Er kam oft und immer öfter.

Sabine war einige Jahre älter als er, aber niemand hielt das für möglich; ein unversieglicher Quell von Jugendlichkeit schien ihr eigen zu sein. Über die Schönheit ihrer Züge, den wunderbar fesselnden, wie von innerer Glut durchleuchteten Ausdruck hatte die Zeit keine Macht gehabt. Und tiefer und sieghafter ward dieser Ausdruck, immer schöner strahlten die herrlichen Augen.

Immer häufiger kam Viktor Ritthof, bis sie sich eines Tages die Hände gaben und stummen Abschied nahmen.

Sie wußten beide: sie durften sich nicht wiedersehen. Nun war Sabine Witwe.

Ritthof hatte sich habilitiert, wartete auf den Professortitel und auf einen Ruf, der ihm den „Ordentlichen“ eintragen sollte.

Kampf erfüllte auch sein Leben. Er stammte aus einer kinderreichen, mittellosen Beamtenfamilie, und die akademische Laufbahn war für ihn ein ununterbrochenes Ringen mit finanziellen Schwierigkeiten.

Man wunderte sich, weshalb der stattliche Dozent, dessen musikalische Begabung ihm zweifelsohne eine schöne Zukunft verhieß, nicht zu dem üblichen bequemen Versorgungsmittel griff, einer reichen Heirat, und man empfand eine gewisse Befriedigung, als er begann, sich Melitta Arndt zu nähern.

Freilich fügten gute Freunde hinzu, diese Annäherung sei ziemlich einseitig von dem verwöhnten Mädchen ausgegangen. Immerhin, es war doch eine und Ritthof beschritt den gangbarsten Weg.

Bimmelnd fuhr der Zug in das Dorf ein, an dem Pfarrhaus so dicht vorüber, daß man mit der Hand die freundlich schimmernden Fenster hätte berühren können. Schnatternd stoben Gänse und Enten vom Gleis. Nun hielt er vor dem Bahnhäuschen.

Ritthof ging, die Straße vermeidend, hinter den Gärten her, Sabines Wohnung zu. Je näher er seinem Ziele kam, je langsamer wurde sein Schritt. Es war, als trüge er eine Bürde von unliebsamen Erwägungen, bitteren Erkenntnissen. Diese schmerzliche Wehmut, die jetzt über sein Herz flutete, war in der verflossenen Zeit

zurückgedämmt worden durch die Freude an Ragna Widals herrlichem Talent. Jetzt aber, auf dem Weg, den er unzählige Male mit bebender Freude gegangen, überfiel ihn tiefe, ermattende Mutlosigkeit.

An der Hainbuchenhecke, die den Garten an der Rückseite gegen den Feldweg abschloß, blieb er stehen. Sein Blick überflog die untere Fensterreihe. An zweien waren die weißen Vorhänge gegen die Sonne zugezogen, zwei andere, von einer einfachen, grünumrankten Veranda umdacht, standen offen. Er wußte genau, wie er es dort finden würde. Hinter den verhängten Fenstern saß Edith, die älteste der Schwestern, blind und taub gegen die Außenwelt, über ihren Büchern; sie bereitete sich zum Lehrerinnexamen vor. Elisabeth, die zweite, würde üben, Tonleitern, Etüden, sie wurde in Musik ausgebildet. Und mit Recht, denn sie besaß ein großes, schönes Talent.

Und Sabine? — Die würde den Kopf über die ratternde Nähmaschine gebeugt haben; sie arbeitete alles für sich und die Töchter selbst.

Verwünschte Armut! Ritthof ballte die Fäuste. Wie hatte sie sich an ihn gehängt mit Zentnergewicht, die ewig hemmende, niederzwingende Armut. Er hatte sich ja durchgesetzt; trotzige Energie, Ellbogenkraft, auch sein Talent half ihm; aber hier? — Hier kämpfte ein Weib. Kämpfte die schönsten Jahre ihres Lebens unermüdetlich, nie erlahmend, mit Not, mit der ganz gemeinen Not. Und er konnte nicht helfen. Konnte die Geduldige, Mutige nicht retten aus atembeklemmender Misere hinein in ein sorgloses Leben. Ihm waren ja selbst die Hände gebunden. Er schleppte ja selber Ketten am Fuß. Auch seine beste Zeit hatte er verbracht einem Klausner vergleichbar. Bis auf die schnell entschwindende

Zeit, in der Ragnas herrliche Stimme ihm immer neue Offenbarungen in seiner und ihrer Kunst schuf.

Wie ein Wunder kam und ging Ragna. Was blieb, war wie zuvor nüchterne Pflichterfüllung, Zweifel und Warten. Warten auf auskömmliches Brot. Das machte so müde. Ließ alle Gefühle so ermatten, alle Hoffnungen verblässen.

Seufzend öffnete er ein Lattenpförtchen. Der Schatten des sauber gehaltenen Gartens tat ihm gut. Etwas frischeren Mutes ging er dem Hause zu.

Aus der Verandastube hörte er heitere Stimmen. Seine Vermutung, Sabine und ihre Kinder rastlos fleißig zu finden, sollte sich nicht bewahrheiten.

Lachend riefen ihm beim Eintritt die Mädchen zu: „Onkel Viktor, wir fahren mit Gröbkes und Pastors zu einem Picknick! Willst du mit?“

Fragend sah er auf Sabine. Sie stand hinter den lichtgekleideten Töchtern in einem Kostüm aus durchbrochenem schwarzem Stoff. Ein schmaler, dunkelroter Streifen schloß den hohen Kragen und die Ärmel ab.

Ritthof nickte den jungen Mädchen freundlich zerstreut zu. Seine Blicke hingen an der Mutter.

Sabine bot ihm schweigend die Hand. Ihre Augen strahlten ihn an. Es wären die herrlichsten, tiefsten Frauenaugen, aber ein Kreis kleiner Fältchen begann sie zu umziehen. Ihr Mund lächelte; es war der schönste Frauenmund, aber leise, leise senkten sich seine Winkel; feine und feinste Fältchen begannen die Reinheit der Linien zu zerstören.

(Fortsetzung folgt.)



Der wandernde Nollichberg bei Lorch am Rhein und Bergstürze früherer Zeit

Von H. S. Pötter

Mit 5 Bildern von H. Holz, Lorch am Rhein

Seit die Beschränkungen von Raum und Zeit aufgehoben zu sein scheinen durch Telegraphie und Telephon, Schnellzüge, Fernflüge und Fernphotographie hat mehr und mehr die Überhäufung mit kinematographisch abrollenden Nachrichtenbildern aus aller Welt die meisten Menschen so stumpf gemacht, daß sie gar nicht merken, wie gefühlstaub sie geworden sind. Auch diejenigen, die sich nicht so willenlos von den überstürzenden Eindrücken betäuben lassen, sind durch die Gewöhnung an Schrecken und Schauerliches in den letzten Jahren nach und nach stumpf geworden gegen die einzelnen Unglücksfälle. Käme jetzt ein Erdbeben, wie das von Lissabon im Jahre 1755, das damals in ganz Europa und in allen Schichten der Bevölkerung die Gemüter bis auf den Grund erzittern ließ, — der Eindruck würde bei vielen kaum die nächsten Morgen- und Abendnummern der Tagesblätter überdauern. Wie sollte da ein Bergsturz, dessen Materialschaden sich bisher kaum auf eine halbe Million beläuft, die hastenden Zeitungsleser lange beschäftigen. Und doch hat das Unglück, das Mitte März die Einwohner des alten, idyllisch gelegenen Rheinstädtchens Lorch getroffen hat, überall im Vaterland bis an die Ostgrenze Theilnahme erweckt, so wie es kurz zuvor bei den großen Überschwemmungen des Rheingebietes geschehen ist. Am Rhein schlägt das Herz ganz Deutschlands. Jeder Schuljunge ist stolz auf den deutschesten Strom; seine Sagen und Lieder kennt und liebt er. Kaum irgend ein anderes Stückchen deutscher Erde ist mehr umkämpft, mehr mit Blut tapferer Ber-

teidiger getränkt, als der herrliche Rheingau. Und wenn es im vielgesungenen Liede Simrocks heißt:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn ich rate dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir so freudig der Mut,“

so bestätigt doch diese Warnung erst recht, daß es die deutsche Sehnsucht mit unwiderstehlicher Macht an den Strom zieht, in dessen Wogen sich Burgen und Dome, Türme und Tore althehrwürdiger Städte spiegeln als Denkmale deutscher Geschichte seit den Tagen Karls des Großen. Von allen Gauen am Rhein hat doch nur einer den Vorzug, nach ihm genannt zu werden, eben der, dessen Gebiet bis Lorch reicht, der Rheingau, der durch unermüdlchen Fleiß schon zur Merowingerzeit aus Sumpf und Wildnis zu einem Nebengarten verwandelt worden war. An seiner nordwestlichen Spitze, da, wo die ungestüme Wisper, vom Taunus kommend, mündet, liegt das schon im neunten Jahrhundert angesehene Städtchen Loreche, Lorch oder Lorch. Mit Laureacum, dem römischen Standquartier, hat dieses Lorch — es gibt deren mehrere — nichts zu tun. Nicht Welschland entlehnte Berühmtheit, deutsche Arbeit hat dem Ort schon in früher Zeit zum Aufblühen verholfen. Weil die Verbindung mit den rheinaufwärts gelegenen größeren Städten, wie Bingen und Mainz, wegen der Gefährdung der Schifffahrt durch Riffe und Sandbänke beim Binger Loch damals zu beschwerlich, die andere über das Waldgebirge, in östlicher Richtung, durch Raubritter, besonders im Sauerthal, lange Zeiten hindurch unsicher war, suchten die Lorchler im Mittelalter Schutz und Hilfe bei dem nahen, durch eigene Befestigung und die sturmfeste Burg Stahleck gesicherten Stapelplatz für den

Weinhandel der ganzen Umgegend, bei dem schönen Bacharach. Auch die Tuchmacher und Blaufärber von Lorch besaßen weitverbreiteten guten Ruf, bis die Zunft in den Streitjahren, die der Reformation folgten, sich von dem durch herrschsüchtige Geistlichkeit oft hart



Der wandernde Berg mit der Ruine Nollich.

bedrängten Städtchen abwandte und schirmenden Schutz beim Landgrafen von Hessen fand. Bis in allerneueste Zeit hat sich für die hessische Niedergraffschaft Katzenelnbogen der Name „das blaue Ländchen“ erhalten, weil die Bauern durchweg die von den ehemaligen Lorchern gewebte blauwollenene Kleidung trugen. Aber auch die Ritterschaft schätzte Lorch gar hoch ein. Dort zu leben, oder wenigstens sich oft mit anderen

Gliedern der Sippe und Standesgenossen zu festlichen Spielen zu treffen, war der Wunsch der zahlreich am Rhein angesessenen Ritterfamilien. Lange Zeit stand die „Schuljunkerschaft“, eine von der Geistlichkeit, den sogenannten Kollegialstiftern geleitete Schule für die Söhne aus adligen Häusern in hohem Ansehen. Von glanzvollen Tagen und lustigem Treiben könnten die Mauerreste der Bauwerke der ehemals burgartig befestigten Oberhöfe erzählen, oder des Hilchenhauses, des fünf Stock hohen, wohlerhaltenen Wohnhauses der Hilchen von Lorch, und die das Stadtbild beherrschende gotische Martinskirche, die noch heute das schönste Geläute im ganzen Rheingau hat. Von Johann Hilchen von Lorch, einem Waffengefährten des tapferen Sickingen, rühmt eines der zahlreichen Epitaphien rheingauischer Geschlechter, daß er „in den Zügen gegen dem Erbfeindt den Dürcken und dem König zu Francreich in den Jahren 1542—44 oberster Beltmarschalck“ gewesen sei. Der Dreißigjährige Krieg und später noch die Brandschakungen der Franzosen, die einst auch die benachbarte Pfalz verwüsteten, machten dem frohen Leben und guten Tagen ein bitterböses Ende.

Inzwischen hat seit Jahrhunderten das Lorcher Gewächs der Rebenhänge am Nollichberg den Namen des Städtchens weit über die Grenzen der engeren Heimat hinausgetragen und guten Ertrag eingebracht. Diesem schönen, alten Rheinstädtchen hat der Bergsturz, der anfangs März ins Thal herabbrach, schweren Schaden zugefügt und droht, noch mehr Vernichtung bringend, sich zu wiederholen. Wohl hatte man schon seit Monaten bemerkt, daß der steilabfallende zackige Nollich, von dessen Spitze die Turmruine der längst zerstörten Burg weithin sichtbar ist, Spalten zeigte, daß es in seinem

Inneren zu arbeiten begann, aber die Lorcher wollten trotz drohender Gefahr ihre liebe Heimatscholle nicht verlassen.

Die aus Quarzit und Schiefer bestehenden Gesteinsschichten hatten sich gesenkt und gerieten in Bewegung. Trotzdem hoffte man noch, daß die Gefahr keinen be-



Die in Bewegung befindlichen Felsmassen.

drohlicheren Charakter annehmen, daß eben nur locker gewordenes Geröll abrutschen würde, ohne schweren Schaden anzurichten. Die Lagerungen waren aber doch zu stark aus der horizontalen Richtung gekommen. Je mehr der Neigungswinkel zunahm, desto weniger fand die schwerwuchtende Last Halt an dem gesamten Gefüge. Mit jedem Tag schritt die Lockerung weiter. Der Berg geriet i n s W a n d e r n. Felsblöcke von über tausend Zentner Schwere stürzten plötzlich unter furchtbarem

Getöse in die Tiefe, durchschlugen donnernd die Wände der dem Fuß des Berges zunächst liegenden Häuser und rissen, was ihnen im Weg war, mit fort. In kurzer Zeit lagen, durch herabpolternde Massen getroffen, eine ganze Anzahl von Anwesen, Wohnungen und Ställe zer-



Das Sprungbrett, die drohende Stelle weiterer Abstürze.

trümmert. Auch in den sorgfältig gepflegten Weinbergen und Obstgärten im Tal ist durch diese Verwüstung schwer zu berechnender Schaden entstanden. —

Der Berg macht nun den Eindruck, als hätten gewaltige Felsprengungen stattgefunden. Daß sich tatsächlich durch den ungeheuren Druck der ins Gleiten geratenen Massen die Lage des ganzen

Terrains verschoben hat, kann man daran erkennen, daß mehrere Gebäude, die in einiger Entfernung von der Unglücksstätte lagen, zwar von der Verschüttung verschont blieben, doch ein gut Stück weiter geschoben wurden. Ob man über kurz oder lang mit einem

völligen Zusammenbruch des „wandernden Berges“ rechnen muß, läßt sich kaum im voraus bestimmen. Auch die fachmännischen Beurteilungen ergaben bisher keine endgültige Aufklärung der Katastrophe. So viel steht aber wohl fest, daß die zeitlich nächstliegende Ursache in der Lockerung zu suchen ist, die durch den Bau mehrerer Häuser unmittelbar am Fuß des Berges entstand, wodurch den schichtweise gelagerten Gesteinsmassen von unten her der Halt entzogen wurde. Die eigentliche, weiter zurückreichende Veranlassung ist jedoch offenbar auf geologische Veränderungen zurückzuführen, wie sie durch Verwitterung oder durch Erosion fließenden Wassers zu entstehen pflegen.

Bergstürze und Bergschlipfe sind zerstörende Naturereignisse, die uns zum Glück nicht häufig erschrecken, und nicht, wie man früher glaubte, durch plötzliches elementares Hervorbrechen von Feuer und Wasser im Erdinnern entstehen. Sie sind ausnahmsweise heftige Ausprägungen eines seit Millionen von Jahren allmählich und im allgemeinen unmerklich sich vollziehenden Naturvorganges, der beständigen Abtragung der Gebirge. „Wie bei der Höhlenbildung, zum Beispiel im Jura, ist die allgemeine Ursache die durch unterirdische Erosion des Wassers hervorgerufene Auflösung der Gesteine, vor allem des Kalks.“ Die chemische Zersetzung durch das atmosphärische Wasser von außen — Regen und Schnee — und die durch Frost und Hitze entstehenden Absplitterungen kommen hinzu und zernagen unaufhörlich die kahlen Außenflächen der Berge. In den baumlosen Zonen der Hochalpen, die allen Wetterunbilden am ungeschütztesten ausgesetzt sind, wo die Temperaturunterschiede zwischen praller Sonnenglut am Tag und Frost in der Nacht am schroffsten sind,

kann man die Verwitterung am deutlichsten beobachten. Besonders heftig ist die Wirkung des Frostes, wenn herabrinnendes Wasser durch Spalten und Fugen eingedrungen ist und gefrierend sich ausdehnt. Dann sprengt es mit unwiderstehlicher Gewalt selbst hartes Felsgestein. Auch der Pflanzenwuchs trägt zur unaufhörlichen Verwitterung bei. Die Wurzeln der Alpenmoose und Steinbrecharten zwingen sich in die Ritzen ein, erweitern sie ganz allmählich, und durch ihr Leben erzwingen sie mit zäher Kraft die Auflösung auch widerstandsfesteren Granits.

Diese ganz allmähliche Abtragung ist die Regel, die plötzliche Loslösung großer Massen die Ausnahme und bedarf noch besonders hinzutretender, oft zufälliger Ursachen. Wo das Gestein im Hochgebirge stark zerklüftet ist, rieseln abbröckelnde Teile fast beständig hernieder, was jeder Alpenkenner wegen der Steinschlaggefahr zu beobachten gewohnt ist. Wo dagegen die Massen in breitem Schichtgefüge zusammenhängen, wird das Zustandekommen eines Bergsturzes dadurch veranlaßt, daß sich eine schräge Ablösungsfläche herausbildet, auf welcher die Steine abgleiten können. Die Fugen zwischen den gefalteten, mehr oder weniger steil geneigten Schichten — besonders bei Schiefer — erweitern sich nach und nach, Wasser dringt ein, trifft auf undurchlässigen Ton, und die Folge ist zunehmende Lockerung. Besonders wo an steilem Gehänge widerstandskräftiges Kalkgestein in eine dünne Schicht von weichem Mergel oder Ton eingebettet ist, entsteht nach anhaltendem Regen oder Schneeschmelze auf der schlüpfrigen Zwischenlage die gefährlich werdende Gleitbewegung; das eingedrungene Wasser unterwäscht den Kalk, der Zusammenhalt der Teile lockert sich, bis es

schließlich zum Bergbruch kommt. So entstand die Katastrophe, die im Jahre 1806 die Orte Goldau, Bütsingen und Unterrothen zwischen Zuger und Lowerzer See verschüttete. Harte Nagelfluh des Roßberges am Nordabhang des Rigi glitt auf aufgeweichter Mergelbank ab und stürzte in einer Breite von mehr als 320 Metern und 32 Meter stark in die Tiefe. Dröhnend polsterten Felsblöcke von 28 Meter Länge, mehreren Metern Dicke ins Tal; mehr als hundert Wohnhäuser, zwei Kirchen, viele Ställe und Scheunen wurden unter Trümmern begraben. Die wenigsten Bewohner konnten sich retten, 467 kamen dabei um.



Zerstörtes Gehöft in Lorch.

Etwas anders lag der Fall bei dem Bergsturz von Elm im Kanton Glarus im Jahr 1861. Dort erfolgte die Ablösung nicht längs der Gesteinsrichtung, sondern riß die Schieferung mitten durch, weil das Gestein des Tschingelberges stark zerrüttet war und die Schichtungen

nicht in der Richtung des Abhanges geneigt, sondern einwärts auf den Berg zu verliefen. Deshalb war es schon öfters, im Jahre 1760 und 1856, zu Rissen und Senkungen gekommen. Den letzten Anlaß gab aber menschliche Tätigkeit. Man hatte entdeckt, daß der Schiefer sich zur Herstellung von Schultafeln eigne. Durch die Ausbeutung eines Steinbruches wurde der Berg unterhöhlt, Sprengungen vervollständigten die Lockerung, und so erfolgte nach längerer Regenzeit im September der Einsturz. Mehr als hundert Menschen wurden getötet, 35 Gebäude zerstört und 90 Hektar guten Bodens verwüstet. Ein Schuttstrom von etwa 10 Millionen Kubikmeter ergoß sich in das Tal, das einhalb Kilometer weit verschüttet wurde. So gewaltig diese Massen erscheinen, so gering sind sie doch im Verhältnis zu dem Stehengebliebenen. Würde die kahle Bruchstelle wieder bewaldet, so würde man sie aus einiger Entfernung kaum mehr bemerken. Ebenfalls durch Eingriff der Menschen wurde ein Bergsturz bei Godesberg verschuldet. Durch Abbau einer Tonsschicht war durchlässigem Gestein der stützende Halt genommen, nachdem es schon durch Grundwasser unterwühlt war. Der angerichtete Schaden war, weil er eine bevölkerte Ortschaft traf, sehr erheblich. Die ins Rutschen geratene Masse wurde auf 40 000 Kubikmeter geschätzt. Während solche Bergstürze oder -schlipfe in den Mittelgebirgen selten sind und meist durch industrielle Anlagen herbeigeführt werden, kommen sie in den Apenninen überaus häufig vor. Klimatisch werden sie dort durch feuchte Winter und brennendheiße, trockene Sommer, geologisch durch das Zusammentreffen von Tonsschichten mit Kalk oder Sandstein begünstigt. Besonders oft sind auch die Gailtaler Alpen in Kärnten

von Bergstürzen heimgesucht worden, wie denn überhaupt in den jüngeren Theilen der Alpen, der Kalkzone und dem Molassegebiet, die Voraussetzungen für solche Katastrophen weit mehr gegeben sind, als im Urgestein der Zentralalpen. Das gewaltigste Ereignis dieser Art war der Bergrutsch des Dobratsch bei Villach in Kärnten im Jahre 1348. Der Abt des dicht dabei gelegenen Klosters Arnoldstein hat den Sturz genau beobachtet und eine eingehende Schilderung hinterlassen. Ein Erdbeben, das auch in Triest und Wien, in Bayern und Schwaben wahrgenommen wurde, brachte den Südschnee zum Bersten, so daß er mit riesigen Staubwolken ins Gailthal stürzte. 17 Dörfer, 9 Kirchen, mehrere Schlösser wurden von den Schuttmassen verschlungen. Die Gail staute zu einem See auf, der das Thal weithin überschwemmte und mehr als tausend Menschen fanden den Tod. „Die Glocken an den Thürmen,“ erzählt Abt Floriamundus, „hörte man insgesamt von selbst ertönen und allerseits nichts als Jammer und Wehklagen. So war alles ertattert und gleichsam außer sich, in Meinung, es wäre der jüngste Tag vor Augen.“ Noch heute nennt man den damals hoch aufgehäuften Schuttkegel die „Schütt“. Über eine Anzahl Bergstürze in der Schweiz aus alter Zeit finden sich in einem 1716 erschienenen Buch „Stoikeiographia Helvetiae“ interessante Berichte. Einer der gewaltigsten war der des Mons validus Taurohinensis in Wallis, in der Nähe des Genfer Sees. Mehrere Dörfer wurden verschüttet, der See trat aus den Ufern und seine Wellen brausten, alles fortschwemmend, stundenweit ins Land. Eine furchtbare Verheerung richtete der im gleichen Buch beschriebene Sturz des Monte Cento, unweit Chiavenna, im Jahre 1618 an. Der ansehnliche Flecken Plurs ist

damals, wie der Chronist besagt, „mit Leuth und Gut in schneller Eil untergegangen“. Große Fröste und die Ausbeutung des zur Töpferei geeigneten Lawezsteins hatten allmählich die Felsenlagen gelockert, heftige Regensstürze führten dann den jähen Einsturz herbei. Die längste Zeit hatte man schon Vorzeichen wahrgenommen, Spalten und Risse am Berg bemerkt, der Boden geriet in Bewegung, die Bienen flohen jährenweise, und trotz alledem hatte auch hier die Bevölkerung nichts zur Sicherung von Hab und Gut getan.

Im Jahre 1898 wurde die Ortschaft Airolo am Südausgang des Gotthardtunnels von einem Bergsturz betroffen, der großen Schaden anrichtete. Noch furchtbarer war das Unglück, dem im Jahre 1892 Langen am Arlberg zum Opfer fiel. Die Kalkschichten des Blisadonnaberges, oberhalb dieses Ortes, waren durch Erosion und Verwitterung stark gelockert, und Spalten hatten sich gebildet, in denen sich Wasser ansammelte. Die Sturzmassen des abbrechenden Gehänges wurden auf 50 000 Kubikmeter berechnet.

Die Erfahrungen, die man bei den meisten derartigen Katastrophen gemacht hat, ergeben, daß sich Bergstürze immer durch deutliche Voranzeichen, Spalten und Risse, Krachen und Knallen im Berginnern, kundtun. Diese Vorboten wurden stets auch bemerkt, aber — fast überall zog man nicht die nötigen Schlüsse daraus. Wie in alter Zeit, so trennen sich auch heute die Menschen, zumal die Alpenbewohner, zu schwer von der bedrohten Scholle. Wohl sind nicht immer bei ähnlichen Anzeichen gleich schlimme Katastrophen zu befürchten, aber eine allzu lange Unschlüssigkeit rächt sich dann, wenn wirklich das Schlimmste eintritt, um so schwerer. Das wesentliche Merkmal ist nach den Angaben von

U. Heim, einem der besten Kenner dieser Naturerscheinungen, das Entstehen von Spalten an der Oberfläche. Ernst wird die Gefahr, wenn auch tieferliegende Schollen ins Rutschen kommen. Jedoch trägt in den meisten Fällen die Unvorsichtigkeit der Menschen bei Anlage von



Zerstörungen durch den wandernden Berg.

Steinbrüchen oder Schachtungen die Schuld an dem schließlichen Ausgang.

Möchte den Einwohnern von Lorch weiteres Unheil erspart bleiben und die Warnungen zu den nötigen Sicherungen Anlaß gegeben haben. Durch die Fürsorge der Behörden und bereitwillige Hilfe haben die bisher schwer betroffenen Familien — meist waren es wenig begüterte Leute — Unterkunft finden können; aber der angerichtete Schaden wird in der schweren Not der Gegenwart doppelt hart empfunden.



Naturkräfte und Menschenwerk

Von E. Kraus

Mit 7 Bildern

Man braucht nicht besonders lange danach zu suchen, bis man irgendwo an Bauwerken, die noch kein hohes Alter haben, meist an Stellen, wo eine Dachrinne oder ein Rohr ein wenig schadhaft geworden ist, eigentümlich grüne Flecken und Streifen wahrnimmt. Häufiger erblickt man jene Farbe an manchen Stellen älterer Gebäude und Friedhofdenkmäler, die damit oft in größerer Ausdehnung in breiten Flächen bedeckt sind. Und wer hätte nicht dieselbe Erscheinung an Mauern, Zäunen, Bretterwänden und Baumstämmen häufig genug gesehen? Man sagt, wer sich im Walde verirrt habe, könne an diesen bunten Merkmalen sich orientieren, denn dieses in verschiedenen Farben vorkommende Grün fände sich dort immer an der der Nordrichtung zugekehrten Seite der Stämme. Wenn nun solche Beobachtungen an Bauwerken oder Bäumen gemacht werden, findet man meist an der feuchten Schlagwetterseite solche Stellen, die im Frühjahr und Spätherbst in mehr oder weniger leuchtend grüner Smaragdfarbe prangen. Was besonders alten Gebäuden und halb ruinenhaftem Gemäuer so romantischen Stimmungszauber verleiht, ist in der Regel eine grüne Algenart, die, anscheinend harmlos, doch die künftige Zerstörung langsam vorbereitet und in weiterer Folge den endgültigen Verfall herbeiführen hilft. Gleich der Beilchenalge, welche die Gesteine der in ewigen Nebel gehüllten Bergspitzen mit rostbraunen, duftenden Ueberzügen bedeckt und überwuchert, handelt es sich hier um einen ureinfachen, niedersten, einzelligen Organismus, das grüne Urform — *Protoderma viride* —, wie die heutigen Botaniker diese Alge nennen. Die Gelehrten früherer Jahrhunderte betrachteten dieses „Ruinengrün“ als eine Art Urpflanze; sie hielten

diese Algen für ein Mittelding zwischen Mineral und Pflanze.

Nicht viel höher organisierte Gebilde, die den Algen auf dem Fuße folgen, sind die Flechten, welche aus ähnlichen einzelligen Algenkörnchen und Schimmelpilzfäden zusammengesetzte schuppige Krusten und Ueberzüge auf Baumstämmen, Zäunen, Felsen und Mauern bilden. Je nach ihrer Form unterscheidet man Schildflechten, Schlüsselplechten, Bartflechten, Astflechten und andere mehr. Nach ihrer Verwesung lassen sie, besonders auf Gestein, einen Humusboden zurück, in dem höherstehende Pflanzen gedeihen; man hat sie deshalb als Pioniere der Pflanzenwelt bezeichnet. Solche Flechtengebilde kommen in allen Farbtonstufen von Weiß, Grau, Grün, Zitronen- und Ocker- gelb bis Siegellactrot und Braunschwarz vor. Ihre Farben verändern sich vom Frühjahr bis zum Winter oft bedeutend, und so erscheint alles, was damit überzogen ist, Felsen und Mauerwerk, besonders während der feuchten Jahreszeit, am buntesten. Der Anteil der Flechten an der Tönung des natürlichen Gesteins und daraus gefügter Gebilde von Menschenhand ist nicht gering und viele Gebäude, wie einst das Straßburger Münster vor der Erneuerung, verdanken ihre warme gelbe Färbung der zahllos auf ihren Wandflächen angesiedelten Flechte *Physcia parietina*. Diese ersten Ansiedler entnehmen ihrer Unterlage nichts als einige Mineralbestandteile, hauptsächlich Kalk, indem sie im übrigen von Luft, Licht und Feuchtigkeit leben, aber nach ihrem Absterben hinterlassen sie kleine Fleckchen verwesten erdiger Rückstände, Humus, worin dann andere genügsame Pflanzen Wurzel zu fassen vermögen. Wo nach Algen solche Flechten sich ansiedeln, wird bei fortschreitendem Wachstum die Oberfläche des Steines angeätzt und allmählich rauh gemacht; in den pflanzlichen Zellen findet

sich eine organische Säure, Klee- oder Oxalsäure, die lösend und zersetzend auf kalkige Bestandteile der Gesteine wirkt. Deshalb vermögen diese Flechten sich sogar auf der glatt-polirten Oberfläche einer Marmorstatue oder auf dem gebleichten Schädel eines Gehängten zu erhalten. Solches „Moos“, das auf der Hirnschale eines Gerichteten gedieh, holte man einst vom Rabenstein, denn es galt als außerordentlich kräftiges Wundheilmittel. In den hohlen Zahn

gestopft, sollte es den grimmigsten Schmerz sofort vertreiben; aber auch schlimmere Leiden waren damit zu behandeln.



Physcia parietina
(Wand- oder Schlüsselflechte).

Die Menge kalkauflösender und bindender Säuren in den Flechten ist so groß, daß sie mitunter bis zu fünfzig Prozent aus Mineralsubstanz — oxalsaurem Kalk — bestehen, den man früher, nachdem man ihn als Ueberzug auf Marmorbauwerken und Bildsäulen angetroffen,

für ein besonderes Mineral angesehen hat, bevor man erkannte, daß es der Nachlaß abgestorbener und verwitterter Steinflechten ist.

Wie die Algen von den Flechten verdrängt werden, so folgen diesen „Pionieren der Pflanzenwelt“ zunächst die zierlichen Moose, deren feine Sporen — Samenknospen — in die von den Flechten zurückgelassenen Humuspolster geweht werden und nun dort zu keimen beginnen. Je nach der Jahreszeit schimmern und leuchten einzelne

Samtpolster dieser feinen pflanzlichen Gebilde smaragdgrün, goldgelb oder goldbraun auf Dächern und Mauerwerk; manchmal sind die alten Strohdächer von Scheunen und Bauernhäusern völlig damit überzogen und wirken von weitem wie ein leuchtendbunter Teppich.

Wer genauer hinschauen wollte, der würde erstaunt sein über die Mannigfaltigkeit und den Formenreichtum dieser kleinen Miniaturwaldungen. Ziemlich leicht zu unterscheiden sind meist nur die an feuchten Mauern, steinernen Brunnenornamenten und hauptsächlich in wasserdurchströmten Felsklüften vorkommenden Lebermoose; ihre zwei bis zweieinhalb Zentimeter langen grünen Lappen scheinen den Steinen, an denen sie haften, fest angeklebt. Die feinblättrigen Laubmoose bilden während der feuchten Jahreszeit auf allen Dächern und Ruinenmauern festere Polster, aus denen zarte, gelbbraunlich schimmernde Spieße, die Sporenurnen dieser Moose, aufragen.



Metzgeria pubescens
(weichhaariges Lebermoos).

Ist es einmal soweit gekommen, daß auch für diese Pflanzen die Stunde geschlagen hat, da sie dahinwelken und verwittern, dann ist seit der ersten oberflächlichen Auflösung der Gesteine schon soviel Humus entstanden, der durch Flugsand und zermürbte Erdteilchen vermehrt worden ist, daß den Moosen als nächsthöherstehende Gewächse Farnekräuter in der Besiedelung zersehten Gemäuers zu

folgen pflegen. Schon in der freien Natur haben sie ihren Standort an versteckten Stellen des Waldes, wo sie gern auf Steinen und Felsen wachsen, von denen sich ihre zierlich ausgezackten Wedel erheben. Wenn die Farne auch meist im Waldesdämmer gedeihen, so ist doch eine Menge unter ihnen, die sogenannten Milzfarne — *Asplenium* — auch Streifenfarne, aus den Ritzen der Felsen und brüchig gewordenem Gestein in die Mauerspaltten übergesiedelt; Ruinen, die mit schaffern helfen, sind ihr bevorzugter Standort.

In ganz West-, Mittel- und Südeuropa findet man die Mauerraute — *Asplenium ruta muraria* — die aus allen Fugen alter Mauern ihre fingerlangen, grünen, zierlichen Wedel hervorstreckt, die an der Unterseite mit schwarzbraunen Sporen dick bedeckt sind. An der langsamen aber sicheren Auflösung menschlicher Bauwerke, die nicht mehr bewohnt sind, wirkt auch der aus den schmalsten Ritzen herabschlängelnde Haarfarn — *Adiantum* — mit, sowie der bis zur Spitze glänzende, kastanienbraune deutsche Streifenfarn *Asplenium trichomanes*; an einem haardünnen, rotbraunen, glänzenden Stiel trägt er beiderseits lebhaft grüne Linsenblättchen. Diese Pflanze macht das alte Wort zuschanden, wonach gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist, und man nannte das Gewächs mit alten deutschen und holländischen Namen Widertod und Weddertod; auch in Niederösterreich heißt es Widertod. Tiroler Landleute pflegen vor dem Pflücken einen langen Bannsegen darüber zu sprechen und glauben an die starke Wirkung dieses Allheilmittels für Mensch und Vieh. Der 1554 gestorbene kenntnisreiche Botaniker Hieronymus Bock glaubte nicht mehr so recht an die magischen Kräfte dieser steinsprengenden Pflanze und bemerkt, man nenne sie Widertod, „als sollt' das Gewächs etwas weiteres können als



Ruine Hohbarr bei Zabern.

andere Kräuter“. Er setzte allerdings noch hinzu, „die natürlichen Ding sind fast wunderbarlich, wer dieselben in Acht nehmen kann“. Vor vierzig Jahren wurde an dieser Pflanze

ein eigentümliches, bei unserer Flora ziemlich alleinstehendes Bewegungsvermögen entdeckt; ihre sporentragenden Wedel bewegen sich deutlich wahrnehmbar im Lichte immerfort hin und her, so daß für die alten Beobachter und ihre Gewöhnung, die Natur zu vermenschlichen, allerdings der Eindruck und daraus die Schlußfolgerung entstehen konnte, als sei diesem Gewächs eine besondere „Lebenskraft“ eigen. Es ist anzunehmen, daß den alten Botanikern diese Bewegung aufgefallen ist, und daß sie dem „Kräutlein“ darum Kräfte „wider den Tod“ beigelegt haben. Man muß in der ebenerwähnten Mauerraute eine Art Gegenpart zum Haarfarn vermutet haben, denn Bock schrieb darüber: „Sie reden also von diesem Kräutlein: Mauerraute soll niederlegen und abhelfen, dagegen soll das braune Härlein mit den Linsenblättlein wiederbringen und aufhelfen.“ Mit niederlegen und abhelfen ist Schwinden und Vergehen der Kräfte des Körpers gemeint. Man nannte daher die beiden Ruinenfarne Abthon und Wiederthon, das heißt Abtun und Wiedergeben. Die Landleute, namentlich die Thüringer, nennen das Gewächs auch Beruftraut — von berufen = besprechen, Krankheiten beeinflussen, und es gilt noch heute als eines ihrer sogenannten Universalmittel.

An und auf trockenen Mauern findet man eine andere Gruppe von Pflanzen, die mit dicken, fleischigen Blättern auffallend geringe Feuchtigkeit brauchen, da sie fast gar nichts davon wieder ausscheiden. Wohl jeder kennt verschiedene Arten des Mauerpfeffers — *Sedum* —, der überall seine moosartigen, aber dickblättrigen Polster auf Steinwerk und Mauern ausbreitet und grüne Quasten und Troddeln herabhängen läßt, die mit weißen, rosensfarbigen oder leuchtendgelben Blüten geschmückt sind. Alle diese Gewächse sind reich an Oxalsäure und lösen, gleich den niederen Steinflechten, mit Leichtigkeit den Kalkgehalt

von Mauern oder Steinen auf. Häufig wurzeln sie zwischen den einzelnen Schichten des Mauerwerks im Kalkmörtel, den sie auflösen und zum Zerbröckeln bringen, wodurch sich das Gefüge allmählich lockert und endlich dem Zer-



Phot. Techno-Phot. Archiv, Berlin.

Stadtmauer in Rothenburg o. d. T.

mit Mauerpfeffer, Nesseln und Schöllkraut.

fall entgegengeht. In hohem Grade zersekungsfähig sind auch verschiedene Arten von Sauerampfer und Sauerflee, auch Kaktus und Euphorbium gedeihen dieser Eigenschaft wegen trefflich auf Mauern, Geröll und Schuttunterlagen. Ähnliches gilt auch von den Steinbrech-

arten, die dem Sedungsgeschlecht nahe verwandt sind, von denen die meisten jedoch auf nacktem Gestein im Gebirge zu finden sind.

Steinbrech — *Saxifraga* — nennt man ein zierliches Gewächs, weil es sozusagen die Steine mit seinen Wurzeln durchbricht; lateinisch heißt *saxum* Stein, Fels, frangere brechen.

Von den Arten der Hochalgen, die dort den Fels in langsamer, zäher Beharrlichkeit lockern und zermürben, finden sich manche auch auf Ruinengemäuer, das sie allmählich auflösen, um oft selber mit abbröckelnden Stücken herabzustürzen. Mehrere Arten, darunter der immergrüne Steinbrech, scheiden den Kalküberschuß ihrer Säfte in fester Form durch besondere Drüsen an den Blattoberflächen wieder aus; dort entstehen entweder schneeweiße Schüppchen von reizvollstem Aussehen, oder rings um die Blätter ein schneeweißer mineralischer Rand aus gelbstem Kalk. Viele dieser Arten wachsen auf nacktem Gestein; diese Tatsache bot Anlaß zu ihrer Benennung als felsendurchbrechende Gewächse, und weiterhin folgerte man, daß stark zerstörende Kräfte in ihnen vorhanden sein müßten. So glaubten griechische und nach ihnen mittelalterliche Aerzte, daß der Samen solcher Pflanzen, mit Wein gemischt, ein Heiltrunk sei, um Blasensteine zu zerbrechen. Leider war dieser Gedanke trügerisch, denn so zersetzend sich diese Gewächse an Schöpfungen der Natur und Bauwerken von Menschenhand erweisen, so wenig wirksam zeigten sich die in ihnen vermuteten Kräfte gegen organische Leiden des menschlichen Körpers. Trotzdem verharrten die alten Aerzte lange in ihrem Wahn, und bei den Landleuten verschiedener Gegenden und ebenso bei den Kurpfuschern hat der alte Truggedanke seinen Scheinwert bis heute noch nicht eingebüßt.

An den Burgmauern des westlichen und südlichen Deutschlands findet man auf der feuchten Schattenseite der Gemäuer überall ein dunkelgrünes, spitzblättriges Kraut, das in dicken Büschen aus den Fugen der senkrechten Wände hervorquillt; wegen dieses Vorkommens an steilem Gemäuer erhielt es den Namen Wandkraut — *Parietaria*. Zerstampft man diese den malerischen Anblick alter Ruinen erhöhenden Pflanze und wird der ausgepresste Saft chemisch untersucht, so finden sich nicht geringe Mengen Salpeter darin, der sich auf alten, feuchten Wänden bildet. Das Kraut verwendet ihn zu seinem Aufbau und zerstört dabei seinen Standort durch Auflösung.

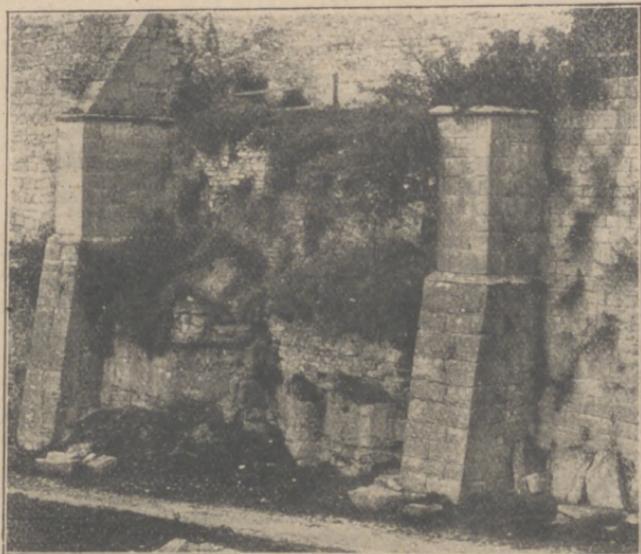
Viele Pflanzen wären noch zu nennen, die an der Zersetzung von Felsen und Mauern beteiligt sind, nachdem die kleinen unscheinbaren Pioniere die Möglichkeit dazu geschaffen haben. Mancherlei Schötchengewächse blühen für kurze Zeit milchweiß und gelb und täuschen das Auge über den unaufhaltsamen Verfall. In alten Ruinen finden sich mannshohe Berhaue und Dickichte von Nesseln, Meldeln, Beifuß und Disteln. Auch giftige oder doch giftverdächtige Gewächse, wie Hundspetersilie, Schierling, Bingelkraut, Stechapfel, Wilsen-



Homalia trichomanoides
(glattes, dem Frauenhaar
ähnliches Moos).

kraut, Nachtschatten, Spizklette, Belladonna wuchern auf den trockenen Schutthausen; eine unheimliche Gesellschaft, aber zu Ruinen gehörig, wie die Würmer zum Leichnam, zum Teil, wie man früher glaubte, von Zigeunern dort ausgesät.

Diese Pflanzen mästen sich vom Verfall und doch



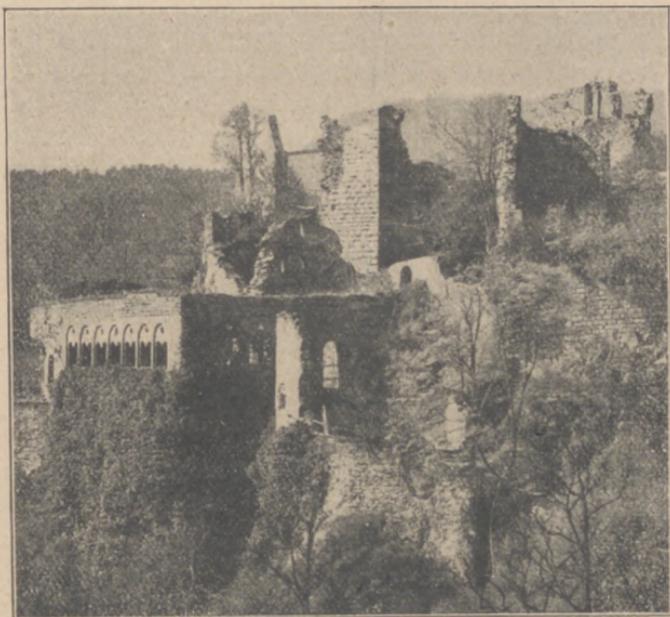
Phot. Techno-Phot. Archiv, Berlin.

Alte Mauer in Rothenburg o. d. T.

sind das noch nicht die schlimmsten Zerstörer. Gefährlicher sind die Schlingpflanzen, welche zerfallende Bauwerke bedecken, die Sträucher und Bäume, die sich oben auf Mauern und Dächern ansiedeln und durch die Ausdehnung ihrer Wurzeln die stärksten Steine allmählich auseinanderreiben und zersprengen.

Im Süden fallen unter den Ruinengewächsen Agaven und Kaktusformen auf, sowie Dornen- und Kapern-

sträucher, die sich mit einer Handvoll Erde begnügen. In tropischen Ländern wird der Efeu von mancherlei Kletterpflanzen in seiner vernichtenden Wirkung unterstützt, hauptsächlich von kletternden Feigenarten, die ihr Rankenwerk mit Kautschukauschwitzungen auch am glatteften Gemäuer festkleben können. Sie sind hauptsächlich an dem



Ruine St. Ulrich bei Rappoltsweiler.

überaus malerischen Verfall schuld, in dem sich in Indien viele einst prächtige Paläste und Tempel befinden, die im Lauf der Jahre zu Ruinen geworden sind.

Unter den Holzgewächsen gibt es eine Menge Pflanzen, die man geradezu als Mauerbrecher bezeichnen kann; mit unwiderstehlicher Gewalt treiben sie ihre Wurzeln in die schmalsten Fugen der Steine und sprengen sie bei stei-

gendem Wachstum auseinander. In den Mittelmeerländern, in Kleinasien bis nach Indien, verrichtet dieses Werk der wilde, unfruchtbare Feigenbaum, von dem schon der römische Dichter Martial (Ueber die Eitelkeit und Vergänglichkeit der Schöpfungen des Menschen) schrieb: „Feigen zersprengen den Marmor Messalas. . .“

Paläste, Zwingburgen, Tempel, Kastele, alle die Monumente, die der Herr der Schöpfung zur „ewigen“ Erinnerung und zum Preise seiner Taten aufrichtet, unterliegen der unwiderstehlichen Kraft seiner Wurzeln. Die wilde Feige und andere Bäume schonen weder Grabgewölbe noch Mausoleen, so daß sich im Vertrauen auf diese Ueberwin- der menschlicher Nichtigkeit ein anderer Römer, Juvenal, lustig machte über:

„. . . die Gier nach belobenden Titeln,
welche zu prangen bestimmt auf dem aschenbewehenden
Grabmal,
Das zu zersprengen genügen die tüchtigen Kräfte der Wild-
feig. —
Gräber selbst haben Verfall und Schicksalsschläge zu tragen.“

Außer der Feige gibt es auch noch mehrere hohe Bäume, die sich zum Teil mit auffallend wenig Erde und geringster Feuchtigkeit begnügen können; ihre geflügelten Samen werden vom Winde leicht auf die Zinnen der Türme und die höchsten Mauerwerke getragen. Auf Tausenden von Ruinen steht in erster Reihe die Birke mit ihren hängenden, im Winde bewegten Zweigen; ihr gesellt sich nicht minder häufig die Weißtanne mit ihrem melancholisch dunklen Laub. Wer einmal gesehen hat, wie sie mit ihrem kräftigen Wurzelwerk einen fahlen Steinblock umklammert und, auf ihm feststehend, Nahrung erlangt, begreift, daß sie auch auf blanken Steinquadern von Ruinen ohne Bodenfeuchtigkeit zu gedeihen vermag. Ihre Wurzeln verrücken selbst

die schwersten Quader. Ueberall ringt im Kampfe um's eigene Dasein das Lebendige mit dem Toten, und die Gebilde der Pflanzenwelt von der unscheinbaren Alge und Flechte, die als winzige Pioniere vorarbeiten, bis zu den holzigen, starken Mauerbrechern, den großen Bäumen, erobern den ihnen von menschlichen Bauwerken entzogenen Boden.

Man fühlt sich angesichts solch gewaltiger und erfolgreicher Vernichtung, die mit unscheinbaren Mitteln beginnt, versucht, an den Untergang von großen Gemeinwesen, von mächtigen Staaten zu denken. Auch hier beginnen zerschende Gewalten nicht sofort mit den stärksten Mitteln; in einer endlos langen Reihe folgen auch da die auflösenden Kräfte nacheinander. Und wie im Kampfe der Natur müssen jene den Platz zuletzt anderen lassen, den sie nur scheinbar für sich errangen.



Zeichen und Wunder im Lichte der Naturwissenschaft

Von Karl Kelinger

Blut ist ein ganz besonderer Saft," sprach Mephisto, als ihm Faust seine Seele mit dem eigenen Blute verschreiben mußte. Das Blut galt den Menschen vergangener Jahrtausende als Sitz der Seele. Die Seele alles Lebendigen und damit alle Naturanlagen und Eigenschaften lebten im Blute, deshalb sollte auch der „Lebenssaft“ der Tiere den Menschen nicht zur Nahrung dienen. Das ist der Sinn des Schächtens bei den Juden. Wenn der Wilde das Blut des Feindes, den er im Kampf überwältigt hat, trinkt, hofft er, dessen beste Eigenschaften, Tapferkeit, Stärke und Klugheit, in sich aufzunehmen. Nach uraltem Glauben wirkten geheimnisvolle Kräfte im Blute; in verzweifelten Krankheitsfällen galt es als Stärkungs- und Heilmittel; im Mittelalter wählte man die gefürchtetste Erkrankung, den Aussatz, damit kurieren zu können. Am sichersten sollte die Heilung dann erfolgen, wenn ein unschuldiger Mensch das eigene Blut freiwillig für den Kranken zu opfern bereit war. Da man die meisten körperlichen Leiden als Strafe der beleidigten Gottheiten für begangene Sünden betrachtete, brachte man ihnen als Sühne das eigene Blut zum Opfer dar. So entstand ursprünglich der in späteren Zeiten wissenschaftlich begründete und entsetzlich überhand nehmende Aderlaß, durch dessen unerhörten Mißbrauch Tausende von Menschen langwierigem Siechtum erlagen. Der vielgestaltige Blutaberglaube ist eines der trübsten und dunkelsten Kapitel des Geisteslebens und der Sittengeschichte der Menschheit.

Zum Zeichen, daß Jahwe mit ihm sei, sollte Moses Wasser aus dem Nil schöpfen und auf die Erde gießen,

wo es zu Blut werden solle; ja er verwandelte alle Gewässer Aegyptens in Blut. Diese Wundertaten sollten den grausamen Sinn des Pharao verändern. Von Wundern ähnlicher Art berichten alte Sagen. So erschien alljährlich der auf dem Libanon entspringende Fluß Adonis blutig; bei seiner Mündung in das Meer färbten die Fluten sich weithin sichtbar rot. Dies war das Zeichen für die Bewohner der Stadt Byblos — bei Beirut —, ihre Trauerklagen für den „verwundeten“ Vegetationsgott Adonis zu beginnen.

In der Ilias, einer der ältesten Dichtungen der Griechen, läßt Zeus, wenn er den Achäern zürnt, blutigen Tau vom Himmel fallen; als sein Sohn Carpedon starb, ließ der um ihn trauernde Zeus blutig träufelnden Regen zur Erde strömen. Beim Tode Cäsars tropfte Blut auf das Kapitol. Shakespeare sagt im „Julius Cäsar“:

„Wenn solche Zeichen
Zusammentreffen, mag wohl mancher sagen:
„Das ist natürlich und dies sind die Gründe“;
Ich aber sage: es ist Vorbedeutung,
Wo dies sich zuträgt unter unserm Himmel.“

Jahrtausende lang galt die Auffassung für die ganze Menschheit; außergewöhnliche Erscheinungen sind bedeutungsvoll. Alexander des Großen Heere belagerten die Stadt Tyrus. Eines Tages verbreitete sich im Feldheer ein ungeheurer Schrecken; man hatte Brote gefunden, die innen blutig waren. Mutlosigkeit erfaßte die Kämpfer, die in diesem Zeichen eine verderbenbringende Mahnung erblickten. Erst dann, als man dem Wunder eine günstige Auslegung gab, beruhigten sich die Gemüter.

Es lag in der Gedankenrichtung vergangener Jahrtausende, daß man durch Opfer den Zorn der himmlischen Mächte zu besänftigen suchte, die ihn so offen-

kundig durch blutige Zeichen machten. Als im Jahre 710 vor Christus in Rom ein Blutregen gefallen war, richtete man zur Sühne einige Mörder hin, denn solche und ähnliche Erscheinungen galten als Offenbarungen göttlichen Zornes, als unheildrohende Vorbedeutungen begangener Verbrechen und drohender Strafen. Verfolgungen und Hinrichtungen zahlreicher Opfer mußten die Folge solcher Gedankenrichtungen sein, so oft solche Wunder sich ereigneten. Zahlreiche Berichte, bei denen Blut eine Rolle spielt, finden sich bei allen Völkern von den ältesten bis in den neuesten Zeiten. Nach diesen Angaben sollte da und dort auf den verschiedensten Gegenständen plötzlich Blut erschienen sein: bald in Speisen, bald auf Kleidern und Wäsche, im stehenden Wasser, oder im Regen auf die Erde fallend. Und überall sind diese „übernatürlichen“ Erscheinungen als verhängnisvolle „Anzeichen“ betrachtet und entsprechend gedeutet worden. Man erwartete Mißwachs, Hungersnot, Seuchen aller Art, die Pest, Kriege und Umwälzungen der Staaten.

Entsetzliches Unheil entstand im Mittelalter durch das vermeintliche Erscheinen von Blut in Hostien. Häufig sah man einzelne Menschen, besonders aber Juden, als Verbrecher an, die mit den heiligen Broten Mißbrauch getrieben haben sollten. Im Laufe der Jahrhunderte sind viele Tausende des Hostienzaubers beschuldigt, hingerichtet und verbrannt worden. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die Geschichte der roten, blutähnlichen Färbungen in den Aufzeichnungen der Vergangenheit mit Blut geschrieben ist.

Man glaubte blutige Kreuze auf Gewändern zu sehen; die davon Betroffenen fühlten sich oft bis zum Sterben unglücklich. Albrecht Dürer hielt es der Mühe wert,

solche Kreuze zu zeichnen und darüber zu berichten; im Jahre 1503 schrieb er, daß „auf viele Leut Kreuz gefallen sind, mehr auf die Kinder als auf Erwachsene“. Unter anderem hatte er auch eines jener Kreuze gesehen, daß auf das leinene Hemd einer Magd gefallen war. Dürer sagt: „Und sie war so betrübt drum, daß sie weinet und klagte. Denn sie fürchtet, sie müßt dorum sterben.“

Wie stark bei solchen Anlässen die Einbildungskraft erregt wurde, beweist eine Chronikstelle aus Schlawe in Pommern vom Jahre 1557. Dort fand man auf einer langen und breiten Strecke faustgroße blutige Klumpen. Die Erregung der Beobachter war so groß, daß man auf diesem „vom Himmel gefallenen Blute“ — Menschen- gesichter deutlich zu erkennen glaubte.

Mitte März 1721 lebte man in Stuttgart in „ziemlicher Bestürzung,“ denn es hatte Blut geregnet, daß es „mit Händen anzugreifen war, und wo es hingefallen ist, kann es noch zum Teil gesehen werden“. Der Berichterstatter, ein gebildeter Mann, bemerkte dazu: „Gott lasse uns dadurch nichts Böses andeuten, und siehe uns bey.“

Welcher Art waren nun diese so ängstlich wahrgenommenen Erscheinungen? Es kann geschehen, daß Brot, im Schranke oder einem kupfernen Behälter fest verschlossen, über Nacht wie mit Blut bedeckt erscheint, daß sich in roten Tropfen ansammelt; ein andermal zeigt sich dasselbe auch auf anderen Speisen. Blutähnliche Flecke finden sich an Kleidern, Statuen, Häusern und Gerätschaften ohne Ursache und verschwinden wieder, ohne daß etwas geschehen wäre, wodurch diese wunderbare und schreckhafte Erscheinung verständlich würde. Jrgend ein Weiher oder ein Graben färben sich erst

grün, dann werden sie rot, und wenn das Wasser bald darauf in der Sonne austrocknet, scheinen Blutlachen zurückzubleiben. So „schwitzen“ auch die Acker Blut, das, zu Klumpen geballt, oft in größeren Mengen gefunden worden ist. Ueberall glaubte man wirkliches Blut gesehen zu haben, das entweder vom Himmel herabgefallen, durch die Erde ausgeschwitzt oder durch eine völlig unbegreifliche Verwandlung der Materie entstanden sein sollte.

Und manche dieser Erscheinungen ähneln allerdings täuschend flüssigem oder geronnenem, gestocktem Blute. Der 1795 geborene Naturforscher Christian Gottfried Ehrenberg, dem wir die meiste Aufklärung über diese Dinge verdanken, sah in einem Garten in Kairo auf dem Boden größere Flecken, die vergossenem Blute so ähnlich waren, daß er mehrere Male darüber hinschritt, ohne daran zu denken, sie genauer zu betrachten. Durch die Menge dieser Flecken stutzig geworden, und da er sich auch nicht erklären konnte, wie sie an diesen Ort gekommen seien, überzeugte er sich, daß es kein Blut war.

Diese eigenartigen, vielgestaltigen Erscheinungen werden durch verschiedene Ursachen bedingt. Ein Teil der blutigen Färbungen im Wasser rührt von Eisen her, das sich fast überall in der Natur in allen Erden und Gewässern findet; in manchen Gegenden ist es in so großer Menge und in solchen Verbindungen vorhanden, daß es den Boden mehr oder weniger stark rot färbt. Solche Vertlichkeiten sind ausgezeichnet durch ihre rote Erde, wie dies von Westfalen bekannt ist. Flüsse, die rote Erde durchströmen, werden namentlich bei Hochwasser mehr oder minder tief gerödet; so zeigt die Oder oft kräftig rostrote Färbung. Das rote Eisenoxyd gelangt aus dem Nebenflüßchen, der Steinau, welches

rotes Sandsteingebiet durchfließt, in die Oder. Bei kleinen Bächen und in stehenden Lachen und Gräben steigert sich die Färbung bis ins Ziegelrote und Blutfarbene. Leicht erregbare Gemüther sprechen in solchen Fällen von wunderbarer Verwandlung des Wassers in Blut. Ganz besonders dann, wenn die Zusammenhänge kleiner Wasserläufe oder Teiche und Tümpel mit den größeren Flüssen unbekannt sind. Staub, der aus rotem, eisenhaltigem Boden aufsteigt, hat rötliche Färbung; wird er von Regengüssen niedergeschlagen, so erscheinen auch diese rotgefärbt. Staubmassen werden durch Stürme auch bei uns meilenweit fortgeführt.

Aus der Sahara werden bei Entwicklung eines Tiefdruckwirbels Staubmassen in enormer Menge in die Luft gehoben und auf weiten Umwegen nach Europa getragen, wo sie durch Regen oder Schnee gefällt werden. Solch ein Staubfall ereignete sich vor achtzehn Jahren in Europa in den Tagen vom neunten bis zwölften März: Die Herkunft des Staubes aus der Sahara und die dort zur Zeit des Aufwirbelns bestehenden meteorologischen Bedingungen konnten genau festgestellt werden; die Berechnungen der Menge des auf europäischen Boden herabgekommenen Staubes ergaben allein mindestens 1,8 Millionen Tonnen; im afrikanischen Küstengebiet waren 150 Millionen Tonnen gefallen! Diese nahezu unfaßbaren Mengen sind in einem Tiefdruckwirbel emporgehoben und weithin geführt worden.

Der zimmet- oder blutfarbene Passatstaub ist an der Westküste des tropischen Afrika in solchen Massen in der Luft enthalten, daß man diese Landesteile wegen der durch Staub hervorgerufenen Trübung der Luft auch Nebelküste genannt hat. Durch Passatstaub beim Durchgang von wässerigen oder dunstigen Wolkenschichten

blutig gefärbte Niederschläge kommen in Italien, vereinzelt auch in Deutschland, ja sogar in Schweden und Rußland, ferner in Asien von Armenien bis Turkestan und China vor. Dieser Staub enthält Kiesel- und Tonerde, Eisen- und Manganoxyd, kohlenfaure Kalkerde, Magnesia, Kali, Natron, Kupferoxyd, Wasser und organische Stoffe. Die aus den verschiedensten Ländern in höhere Regionen gehobenen Teile dieser Staubmassen senken sich von Zeit zu Zeit nieder und erreichen endlich den Boden, indem sie sich vielfach mit dem gerade fallenden Regen vermischen und ihm dadurch rötliche Färbung verleihen. Diese Staubnebel sind zu allen Zeiten des Jahres möglich, wodurch sich auch das Vorkommen von blutigem Schnee erklären läßt.

Am 15. August 1890, dem Feste Mariä Himmelfahrt, fielen in dem italienischen Flecken Missignadi Tropfen von hellroter Farbe, die Menschen, Pflanzen, Dächer und den Erdboden bedeckten. Außer diesen blutig aussehenden Tropfen war kein Regen gefallen. Eine bedenkliche Aufregung entstand in der Bevölkerung; während die einen: „Wunder! Wunder!“ schrien, sagten die anderen furchtbare Ereignisse voraus, sie betrachteten den Blutregen als Anzeichen kommenden Unglücks. Was diese teilweise krankhaft gesteigerte Verzweiflung hervorgerufen hatte, war Passatstaub gewesen, der, durch feuchte Wolken schichten herabsinkend, in „blutigen“ Tropfen herabgefallen war. Auch aus Vulkanen stammende Staub-, Schmutz- und Blutregen sind bekannt geworden. In Italien riefen solche Ereignisse immer bedenkliche Volksstimmungen wach, da es an naturwissenschaftlicher Aufklärung fehlte.

Es berührt seltsam, zu hören, daß Cicero und Lukian, die beide im letzten Jahrhundert vor Christus lebten,

nicht an Blutregen oder blutschwitzende Statuen geglaubt hätten. Lukian führte das Blut in den Flüssen auf das rötliche Erdreich zurück, und Cicero behauptete das gleiche.

Kosmischen — also nicht irdischen — Ursprungs ist der sogenannte Meteorstaub; er rührt von staubartig zerteilten Meteorsteinen her und fällt zuweilen als Staubreigen nieder. Karl Stolp beobachtete diese merkwürdige Erscheinung auf den Cordilleren und berichtete darüber: „Ich befand mich auf dem Paso de las Damas, der Wasserscheide Chiles und Argentiniens, in einer Höhe von elftausend Fuß. Auf beiden Seiten, sowie auf der Wasserscheide selbst schneite und tiefer unten regnete es stark. Gegen Mittag senkten sich die Wolken bis zu zehntausend Fuß, so daß die mit frisch gefallenem Schnee bedeckten Höhen aus dem Nebelmeer hervorragten. Nach kurzer Zeit fing trotz der Windstille der Schnee an, sich an seiner Oberfläche schmutzigrot zu färben. Nachdem ich den auf der Oberfläche gefärbten Schnee stellenweise entfernte, konnte ich beobachten, daß die frische weiße Fläche sich sogleich wieder mit einem feinen roten Staub bedeckte. Das Fallen dieses Staubes währte ungefähr eine halbe Stunde.“ Stolp kam auf den Gedanken, ob dieser Staub nicht meteorisch sein könnte. Eine chemische Untersuchung ergab, daß er aus Eisenoxyd, Kieselsäure, Nickeloxyd, Magnesium, Aluminium, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kalk und Spuren von Kupferoxyd bestand. Da dies eine von allen auf unserer Erde bekannten Mineralien völlig verschiedene Zusammensetzung ist, so erscheint die Annahme, daß es sich um kosmischen oder meteorischen Staub handelt, gerechtfertigt.

An Mauern und Felsen wachsen rotgefärbte Pflänzchen; unter ihnen wird die bekannteste Art als blutige

Palmella — *Palmella cruenta* — bezeichnet. Bei heißem Wetter trocknen sie zu einer unscheinbaren dunkelrötlichen oder schwärzlichen Kruste aus, die wegen ihrer Unscheinbarkeit unbeachtet bleibt. In feuchter Luft und bei Regen quellen sie jedoch rasch zu einer roten Gallerte auf, die geronnenem Blute allerdings nicht unähnlich sieht. Es ist leicht verständlich, daß man, durch das Unbegreifliche dieser Erscheinung überrascht, glauben konnte, es habe Blut vom Himmel geregnet oder die Erde, Steine, Felsen, Mauern hätten Blut ausgeschwitzt.

Das plötzliche Blutigwerden der Seen und stehenden Gewässer wird durch mikroskopisch kleine Algen bedingt. Winzige Algen, die erst durch starke Vergrößerungen im Mikroskop sichtbar werden, bedecken zu gewissen Zeiten große Wasserflächen in ungeheuren Mengen; bald erscheint dann im Sonnenschein die Oberfläche karminrot oder dunklem Blute ähnlich gefärbt. In kleinen stehenden Lachen und Teichen vermehren sich gewisse rote Infusorien in so unendlicher Masse, daß die Wasseroberfläche durch sie mit einer schlüpfrigen roten Schicht bedeckt wird und der täuschende Eindruck entsteht, als sei Blut darüber ausgegossen. Im Jahre 1823 konnte Ehrenberg am Roten Meer die überraschende blutige Färbung der ganzen Bucht, welche den Hafen bei Tor bildet, beobachten. Das Meer außerhalb des Hafens war frei davon; aber die kurzen Wellen des ruhigen Meeres führten bei Sonnenschein eine blutrote, schleimige Masse an das Ufer und setzten sie auf dem Sande ab, so daß die ganze Bucht zur Ebbezeit einen mehrere Fuß breiten, blutig-roten Saum erhielt. Diese auffallende Erscheinung wurde durch das myriadenhafte Auftreten einer kleinen Alge bewirkt.

Ueberraschend wirkt der Anblick blutig gefärbten

Schnees, den man in Gebieten antrifft, wo er niemals völlig schmilzt. Saussure fand 1760 zum ersten Male in den Savoyer Alpen Schneefelder lebhaft rot gefärbt und beschrieb diese Erscheinung als roten Schnee. Achtzehn Jahre danach machte er dieselbe Beobachtung auch auf dem St. Bernhard. Ramond entdeckte geröteten Schnee in den Pyrenäen, Bravais und Martins auf Spitzbergen; man fand ihn auch in den Salzburger, Tiroler und Schweizer Alpen, in den Karpathen und in der Sierra Nevada in Kalifornien. Kapitän John Ross umschiffte im Jahre 1818 auf seiner Entdeckungsreise im arktischen Amerika das Kap York, da erblickte er alle Schneefelder in den Schluchten hochrot gefärbt; er nannte deshalb diese felsigen Ufer Grimson Cliffs — Karmoisklippen. Der berühmte Walfischfänger Scoresby hat auf seinen Fahrten im Grönländischen Meere orangefarbenen Schnee gesehen. Eine staubkorngroße Algenart, die in ungeheuren Massen auftritt, gibt dem Schnee das Aussehen, als ob er blutig sei; der Botaniker Sommerfelt belegte sie mit dem Namen *Sphaerella nivalis*. Von diesen pflanzlichen kugeligen Einzellern gibt es über ein Duzend verschiedene Gruppen, worunter kolonienbildende sind. Daß diese Algen im Schnee so hoher Kälteregeonen gefunden werden, erklärt sich daraus, daß sie alle Wasserpflanzen sind. Die *Sphaerella nivalis* stimmt nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch in Form und Farbe mit der sogenannten Blutalge überein, die im mittlem Europa den Menschen so viel Anlaß zu schrecklichen Erregungen bot. Die gleichfalls vom Himmel gefallenen blutigen Kreuze, die häufig auf Kleidern oder auf Wäschestücken beobachtet wurden und zu mancherlei Bekümmernissen Anlaß boten, sollten nach vielen Jahrhunderten eine

recht beschämende Aufklärung ihrer wahren Ursache finden. Trotzdem verging noch lange Zeit, bis man sich mit der allerdings außerordentlich überraschenden Lösung dieser „natürlichen“ Entstehung abfand. Im Jahre 1534 hatte es in Schwaben wieder einmal blutige Kreuze „geregnet“. „Alle Tropfen, so auf Kleider gefallen, haben die Figur eines Kreuzes gehabt.“ Hieronymus Cardanus — 1501 bis 1576 — behauptete in einer Schrift: „diese Erscheinung käme daher, weil viel Staub auf den Kleidern gelegen sei, oder weil das Gewebe, auf dem man sie gefunden, selbst lauter kleine Kreuzfiguren gehabt“. Damit ist besonders das kreuzweise ineinander gewobene damals gebräuchliche grobe Leinen gemeint. War die noch nasse Leinwand zum Trocknen im Freien aufgehängt und fiel nun irgendeine flüssige Substanz darauf, so zerfloß sie in dem Gewebe, und dadurch bildeten sich kleine oder je nach der Menge auch größere Kreuze. Als im Jahre 1608 in Aix ein Blutregen gefallen war, geriet das Volk in große Aufregung. Peirese, ein durch seine vielseitigen Kenntnisse bei seinen Zeitgenossen geschätzter Gelehrter, untersuchte diese Blutmale genauer, und es gelang ihm, festzustellen, daß Schmetterlinge, wie sie zu jener Zeit in unerhörten Mengen vorhanden waren, nach dem Ausschlüpfen aus der Puppenhülle einige Tropfen eines roten Saftes ausscheiden, wodurch jene so gefürchteten blutartigen Flecke und Kreuzbildungen verursacht wurden.

Jan Swammerdam, der von 1637 bis 1680 lebte und durch mikroskopisch-anatomische Untersuchungen berühmt geworden ist, hatte auf einer Reise nach Frankreich bei Vincennes blutiges Wasser gefunden. Nach seinen eigenen Worten berührte ihn diese Wahrnehmung zuerst erschreckend. Aber der Trieb des Naturforschers

überwog doch bald alle abergläubische Furcht. Nach genauer Untersuchung konnte er feststellen, daß die bedenkliche Farbe des Wassers durch zahllose Massen kleiner, roter Wasserflöhe hervorgerufen sei. Swammerdam erzählt, er sei einst zu Leiden in seiner Studierstube gesessen, als er ein großes Jammergeschrei des Volkes hörte; die Leute riefen: „Das Wasser in der Stadt sei in Blut verwandelt.“ Nach seiner Untersuchung stellte sich heraus, daß dies angebliche Blut die Exkremente von Eintagsfliegen war. Zu gleichen Ergebnissen kamen auch zwei andere Gelehrte, Merettus und Schurzl. Mit der Erklärung, daß die Auswurfstoffe von Insekten solche „Zeichen und Wunder“ hervorrufen sollten, wollte man sich lange nicht abfinden, und es sind nicht nur Theologen gewesen, die von solchen Begründungen nicht erbaut waren. Gregor Mellisanter bezweifelte diese Tatsache noch im Jahre 1715 und schrieb: „Allein die Erfahrung bestätigt, daß der Höchste dadurch vieles Kreuz und Elend zuvor angedeutet, welches die Einwohner des Landes betroffen.“ Ueber den Brüsseler Blutregen vom Jahre 1646 entstand eine ganze Literatur. Man suchte die Erscheinung damals so zu erklären: „Die dünnsten Teile von Erdpech und Vitriol sind durch die Hitze der Sonne in die Höhe gehoben worden, und daher ist der Blutregen entstanden.“ Man glaubte, daß sich „gewisse Dünste“ in der Atmosphäre verwandelt hätten, ähnlich dem geröteten Urin im Fieber bei erkrankten Menschen. Und man habe von „keinen Raupen und anderem Geschmeiß gehört“. Ueber die wahre Ursache dieser Erscheinung, die so viel Jammer und Verzweiflung in die Welt gebracht hat, besteht jedoch längst kein Zweifel mehr. Das vereinzelt, zu gewissen Zeiten allerdings auch massenhafte Auftreten von

roten Flecken, sowie der „blutige Schweiß“, den man so oft an Kleidern und auch auf Statuen beobachtet hat, rührt von den Auswürfen gewisser Insekten her. Häufig tritt diese Erscheinung auch beim ersten Ausschwärmen der Bienen in solchen Massen auf, daß der Regen und infolgedessen die Flüsse rot gefärbt werden; das letztere war in Leiden zu Swammerdams Zeit geschehen.

Auf welche natürliche Weise sind nun wohl die Blutstropfen auf den aus Mehl bereiteten Hostien entstanden, die in vergangenen Jahrhunderten eine so häufige Erscheinung gewesen sind? Da man nicht ahnte, wie das angebliche Blut in die Hostie kam, fielen viele Tausende von Menschen unter der Hand des Henkers dem trübsten Aberglauben zum Opfer, nachdem sie zuvor alle Grade der furchtbarsten Folter erduldet hatten und die in diesem Zustand so leicht gemachten Schuldgeständnisse erfolgt waren.

Vor hundert Jahren, am 2. August 1819, fand man auf einer Schüssel Polenta bei einem reichen Bauern in Legnano bei Padua rote Punkte wie Blutstropfen; man warf die verdorbene Speise weg, aber am folgenden Tage erschienen auf neuer Polenta die Blutflecken wieder. Der Geistliche wurde nun von den geängstigten Leuten zur Einsegnung des Ortes herbeigeht; dennoch wurde es täglich schlimmer. Ein Reisgericht, eine Brotspeise färbten sich nach zwölf Stunden blutig. Fasten und Gebete waren umsonst; bald bedeckten sich alle Speisen mit Blut. Tausende strömten nach dem merkwürdigen Orte und betrachteten das Wunder als Strafe des Himmels für das Zurückhalten alten Getreides bei der letzten Teuerung, aus dem nach der Meinung der Leute das zur Polenta verwendete Maismehl bereitet worden sei. Der Naturforscher Sette in Padua bewahrte den Bauers-

mann vor schlimmen Mißhandlungen. Er wies nach, daß die rote Färbung nichts mit Blut zu tun habe, und daß eine pflanzliche Bildung die Ursache sei; er rief im Hause des Pfarrers die gleiche Erscheinung hervor und widerlegte so die Ansicht, daß dies gefürchtete „Zeichen“ nur in der Wohnung eines Sünder's sich bilden könne. Ernstlich überzeugte man sich jedoch erst dann von der Wahrheit dieser Behauptung, als bald darauf in mehr als hundert Häusern blutendes Brot und andere Speisen gefunden wurden. Bemerkenswert ist, daß man den prächtig roten Farbstoff dieses Schimmelpilzes zum Färben von Seide zu benützen suchte.

Ein Jahr nach diesem Ereignis zeigten sich in der Gerhardsmühle bei Enkirch alle Speisen, vor allem jedoch Kartoffelbrei, erst mit einzelnen „Blutstropfen“, dann aber mit breiten blutähnlichen Flecken überzogen. Alle Diensleute entflohen aus der Mühle und kein Mensch mehr wollte Brot kaufen, zu dem das Mehl aus ihr genommen war. Mit dem Müller, glaubte man, konnte es nicht richtig sein. Farbstoffbildende Bakterien, die blutroten Zooglyben des *Bacillus prodigiosus*, sind die Ursachen des blutigen Aussehens der Speisen wie jener verdächtigen Hostien. Trotz aller wissenschaftlichen Erklärungen fand sich in Berlin noch im Jahre 1851 der Glaube weit im Volke verbreitet, daß das Erscheinen von Blut auf Nahrungsmitteln eine Vorbedeutung auf kommende Choleraerkrankungen sei. Als man anfangs August „Blut“ auf Nahrungsmitteln in einem Berliner Hause gefunden haben wollte, entstand Beunruhigung. Der damals sechsundfünfzigjährige Ehrenberg, der große Erforscher der Mikroorganismen, legte daraufhin der Akademie gerötete Speisen vor, die er seit zwei Monaten künstlich besät hatte, und erklärte: „Da man in Berlin die epidemische

Cholera gar nicht beobachtet hat und auch sonst keine Epidemie stattgefunden, möge diese Erscheinung den Aberglauben entfernen helfen, als seien blutartige Färbungen der Eysen nur bei solchen Epidemien vorhanden.“

Nicht weniger als vor dem vermeintlichen Blutregen ängstigte man sich einst vor dem Schwefelregen. Und auch dieses Wunderzeichen fand erst nach Jahrhunderten die richtige Erklärung. Um 1690 schrieb Professor Wolff in Jena, er leugne nicht, daß wahrhaftiger Schwefelregen möglich sei, doch erklärte er zugleich, der vermeintliche Schwefel sei nichts anderes als das „Pulver, welches im Mai aus den Tannen- und Fichtenblüten“ verweht werde. Dazu bemerkte Tenzel, man müsse jedesmal Proben anstellen, ob es sich um Schwefel oder Blütenstaub handle.

Wie bei den Obstbäumen, so gibt es auch für die Blüte der Nadelhölzer ausnahmsweise günstige Zeiten; ist dies einmal der Fall, dann „wallen und wogen in den Kiefernwäldern bei mäßigem Winde gewaltige Staubwolken nicht nur durch die Baumkronen, sondern oft weit darüber hinaus, so daß außer den Fruchtblüten, Nadeln und Zweigen dieser Bäume auch die Blätter der benachbarten Laubhölzer, ja selbst Kräuter und Gräser der angrenzenden Wiesen mit gelblichen Pollen eingepudert werden. Fällt in einer außergewöhnlich reichen Blütezeit ein Gewitterregen, so können die Pollen abgespült und durch das über den Boden fließende Regenwasser zusammengeschwemmt werden. Und wenn dann die Gewässer abgesehen sind, bleiben auf der Erde mitunter streifen- und fleckenförmige Ablagerungen eines gelben Pulvers zurück, welche vielfach die Angaben von gefallenem Schwefelregen veranlaßt haben“.

Im achtzehnten Jahrhundert leisteten seichte Auf-

klärer dem geistigen Fortschritt der Menschheit dadurch die übelsten Dienste, daß sie alle Wunder und Zeichen, von denen die schriftlichen Ueberlieferungen des Altertums und späterer Zeiten voll sind, fast ausnahmslos als Erfindungen der Einbildungskraft und Leichtgläubigkeit, mit Verliebe aber als groben und absichtlichen Betrug hinstellten. Man spottete gerne darüber, wenn man umständlich beschrieben fand, daß es irgendwo Froschlach, junge Frösche und Kröten, Blutegel und Fische „geregnet“ habe. Wenn es auch niemals Blut regnen konnte, so ist es doch auf ganz natürliche Weise möglich, daß die eben genannten Tiere aus der Luft zur Erde herabfallen, und daß man Frösche und Fische dort finden kann, wo meilenweit diese Geschöpfe sonst nicht heimisch sind.

Auf dem Festlande entstehende Wetterssäulen und die „Tornado“ genannten Wirbelwinde können aus Flüssen und Teichen Wasser mit darin befindlichen kleinen Fischen, Kröten oder Fröschen emporziehen, die dann weit entfernt wieder zur Erde niederfallen. Man hat in der neueren Zeit verschiedene Fälle von Frosch- oder Blutegelregen beobachtet. Auch Schneckenregen kommen vor, bei denen kleinere Arten — sogenannte Teller-
schnecken — durch Wirbelwinde emporgehoben und längere Strecken weit durch die Luft geführt wurden.

Neuerdings beobachtete man in der Nähe von Toulon einen „Fischregen“, der einen starken Sturm begleitete. Die zur Erde niedergefallenen Fische waren klein und bedeckten den Boden in großen Massen. Dieses im Sinne der vergangenen Jahrhunderte höchst wunderbare Ereigniß erklärt sich auf folgende Weise: Wetterssäulen, die als Wasserhosen auf dem Meere in steter Umdrehung sich um ihre eigene Achse drehen, ziehen

durch diese wirbelnde Bewegung zuweilen ganz gewaltige Wassermassen empor, die oft stundenweit entfernt als Regen niederfallen. Mit jenen Wassermassen werden auch alle darin befindlichen kleineren Tiere ebenfalls emporgewirbelt, die man dann, wenn das Niederfallen des Wassers auf dem Festlande erfolgt, zum höchsten Erstaunen auf dem Boden vorfindet.

In der Mormonenstadt Utah am Salzsee „regnete“ es im Frühjahr 1891 sogar Salz! Mit Schnee zusammen fielen aus den oberen Regionen so beträchtliche Mengen Salz zur Erde, daß, als am nächsten Tage die Sonne den Schnee geschmolzen hatte, der Boden mit einer Salzschrift bedeckt blieb. Diese Naturerscheinung ist so zu erklären, daß der bei schnellem Temperaturwechsel aus dem Salzsee aufsteigende Wasserdampf stark mit Salzlösung durchsetzt war, die sich in der Kälte verdichtete, wodurch das Salz in kristallinischer Form niedergeschlagen wurde.

Jahrtausende sind vergangen, ehe die Menschen im allgemeinen fähig wurden, Naturerscheinungen richtig zu beobachten und ihre wahren Ursachen zu erklären. Die Stimmen einzelner sind lange überhört worden, weil sie ihrer Zeit und deren Erkenntnismöglichkeiten vorausgeeilt waren. Wären große Massen zu klarer Beobachtung und scharfem Urtheil überhaupt fähig, dann wäre die Angst vor übernatürlichen Anzeichen schon früher zu überwinden gewesen. Leider ist indes die Wundersucht in den Gehirnen der Menschen so gut wie unausrottbar; sie sucht sich nur in jedem Jahrhundert ihre besonderen Objekte. Und heute ist die Gefahr, abergläubischem Unsinn zu verfallen, deshalb nicht geringer als ehemals, weil geschäftstüchtige Leute die Gläubigkeit der Masse zu ihrem Vorteil in gewissenloser Weise auszuknechten suchen.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß der unausrottbare Aberglaube, durch dessen Herrschaft so viel Jammer in der Welt entstanden ist, auch eine gute That verursacht hat. Als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in China wieder einmal Blut vom Himmel gefallen war, gab man, um die erzürnte Gottheit zu versöhnen, reichliche Almosen an Arme und befreite Gefangene, darunter fünf Portugiesen, die teilweise zwanzig Jahre in Kerkerhaft geschmachtet hatten.



Seine Kinder

Von A. M. Witte

Meinen herzlichsten Glückwunsch, Irmgard. Gestern abend kam ich heim, und heute will ich dir mündlich wiederholen, wie es mich freute, zu hören, daß deine alte Geheimrätin dich zur Universalerin gemacht hat.“

Die kleine, lebhaft Frau Landrat umarmte die in Trauer gekleidete Freundin und ließ sich in einen der Sessel nieder, die vor der geöffneten Verandatür standen. Ihre Blicke überflogen den behaglich eingerichteten Raum. „Ist dir's nicht wie im Traum zumute, dies alles dein zu nennen?“

„Ja. Ich muß mich erst daran gewöhnen, daß mir durch die Güte der Heimgegangenen wieder ein eigenes Heim geworden ist.“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, während sie ein kleines Gemälde betrachtete, das eine alte Dame mit gutigem Gesichtsausdruck darstellte.

„Sie muß dich doch recht lieb gehabt haben.“

Irmgard nickte.

„Ja, es war rührend, wie gut sie in der letzten Zeit ihrer schweren Krankheit mit mir war. ‚Ich Sorge für Ihre Zukunft, mein Kind.‘ Wie oft sagte sie das zu mir; aber daß dies in so großherziger Weise geschehen würde, ahnte ich nicht.“

„Nein, das war nicht möglich,“ erwiderte Frida Wendland. „Man konnte erwarten, daß sie diesen schönen Besitz zu einer öffentlichen Stiftung bestimmte, vielleicht bei Lebzeiten noch eine Auszeichnung dafür erwartete.“

Irmgard Randorff lächelte wehmütig. „Sie verlangte nicht nach öffentlichem Dank.“

„Nein, so war sie nicht geartet. Und ob einzelne,

die den Segen solcher Stiftung später genossen, es ihr so gedankt hätten?"

"Ich bin ihr dankbar für das unverhoffte Glück, tun zu können, was das Schicksal mir so lange verwehrte, anderen zu helfen."

Innige Güte leuchtete aus den tiefblauen Augen.

"Das sieht dir ähnlich, Irmgard, hat aber wohl noch Zeit. Nun denke auch einmal an dich, da du unabhängig bist. Ich freue mich, daß dir dieses Glück beschieden ward."

"Es kommt zu spät."

Frida Wendland betrachtete die schlanke Gestalt, das dunkle Haar, in das sich noch kein weißer Faden mischte, und die großen, ernstesten Augen.

"Ich bin überzeugt, daß du noch heiraten wirst."

"Du meinst, man könnte sich um mich bemühen, weil ich nicht mehr arm bin." Ein bitteres Lächeln umspielte die feinen Lippen. "Wenn es auf mich ankäme, könnte ich seit drei Tagen Braut sein. Dem zweimal geschiedenen Baron Wendelstein fiel es über Nacht ein, daß er nicht ohne mich leben könne, wie er mir schrieb. Bis dahin beachtete er mich nie. Seit meine veränderte Lage in unserem Städtchen bekannt geworden ist, hat er sein Herz entdeckt." Ein schmerzlicher Ton durchzitterte die letzten Worte.

"Du hast für die Ehre gedankt?"

"Ich schwankte keinen Augenblick."

Irmgard stützte den Kopf in die Hand. "Ist es nicht wunderbar," sagte sie nach einer Weile, "wäre mir das vor sechzehn Jahren begegnet, mich hätte ein Gefühl tiefer Dankbarkeit erfüllt, nur weil ich mich damals so verlassen fühlte. Kein Mensch beachtete mich. Heute bin ich fast zwei Jahrzehnte älter."

Sie strich mit der Hand über die Augen, als blendeten sie die Sonnenstrahlen. Der Duft der hochstämmigen Rosen, die den Rasen vor der Veranda schmückten, zog, von einer warmen Luftwelle getragen, herauf.

„Willst du das Haus behalten?“ fragte Frida Wendland, bemüht, das Gespräch abzulenken.

„Ich bin mir noch nicht klar. Nach dem Wunsch der Heimgegangenen soll im ersten Halbjahr alles unverändert bleiben. Sie wollte mich offenbar vor überstürzten Entschlüssen behüten. Darum sollen auch die Leute, trotz ihrer hohen Legate, fürs erste hier bleiben.“

„Später wirst du dir dann einen Kreis schaffen, Gesellschaft bei dir sehen und noch einmal jung werden.“

„Mit vierzig Jahren und meinen Erfahrungen, Frida? — Du träumst. Ich will mich nicht von der Welt abschließen und gern alle bei mir sehen, die ich als Freunde betrachten darf, aber nach einem großen Kreis verlangte ich nie. Ich fühle mich nicht heimisch zwischen Menschen, die der Zufall zusammenführt, und von denen so viele glauben, geistreich zu sein, wenn sie über alles den Stab brechen mit erbarmungslosem Witz, der doch so billig ist. Oft genug konnte ich beobachten, daß jeder sich selber für bedeutend hält.“

„Das ist zu einer Zeit nicht verwunderlich, in der sich nur selten jemand in Vergangenes zu vertiefen liebt und die wenigsten an eine Zukunft glauben.“

„Wenigstens an die Zukunft, die du meinst. Die Hoffnungen der meisten Menschen sind recht oft irdisch genug.“

„Das ist menschlich begreiflich.“

Irmgard nickte. Sie dachte daran, daß auch sie sich einst mit Zukunftsträumen irdischen Glückes getragen.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen?“ fragte sie, der Erinnerung an die Vergangenheit wehrend.

Bald schritten sie die blumenumsäumten Wege entlang. Mit mildem Glanze schien die Sonne. Ein feines Rauschen strich durch Sträucher und Bäume. Der Garten war nicht groß, wirkte aber in der farbigen Pracht der Blumen anmutig, und man konnte weit ins Land hinaussehen, da die Villa vor dem Tore der kleinen Kreisstadt lag.

Irmgard hatte das Gespräch auf Fridas letzte Reise gelenkt, und die Freundin erzählte von ihren Erlebnissen und sprach zuletzt wieder über die Veränderung im Leben Irmgards und die Schönheit von Haus und Garten.

„Ja, es ist ein schönes, behagliches Heim, und ich würde es am liebsten behalten, aber es ist unrecht, müßig leben zu wollen. Ich habe allerdings keine besonderen Talente. Ob ich zu alt für einen Beruf bin? Eine Tätigkeit, die man mit vollem Bewußtsein ausreichender Fähigkeiten übernimmt, befriedigt doch am meisten.“

Frau Frida erwiderte launig: „Hat dich der Zeitgeist angesteckt? Laß doch die Kämpfe, die es müssen. Du hast lange genug Fremden gedient.“

„Überstürzen will ich auch nichts. Ich möchte zunächst einige Zeit reisen. Längst wünschte ich, die Welt kennen zu lernen. Diese Sehnsucht soll jetzt erfüllt werden.“

„Das ist vernünftig. Weißt du, daß ich im ersten Augenblick nach der Testamentseröffnung deiner Gönnerin daran dachte, es könnte jemand dir die Erbschaft streitig machen?“

„Der Gedanke blieb auch mir nicht fern, trotzdem ich in der letzten Zeit genau genug erfahren, daß die Ge-

heimrätin keinen berechtigten Erben besaß. Sie stand so allein wie ich. Darum ging ich ja auch meine Lage so nahe.“

„Guten Abend, meine Damen.“ Der Ton einer sonoren Männerstimme wurde hörbar. Ein hinter dem Gartenzaun stehender schlanker Herr lüftete grüßend den Hut. „Wahnte doch richtig, daß ich meine Frau hier finden würde.“

Frida öffnete die Gartentür, um ihren Mann einzulassen. Der Landrat begrüßte Irmgard und neckte seine Frau, daß sie über dem Wiedersehen mit der Freundin ihn offenbar vergessen habe. Er sei deshalb gekommen, sie abzuholen und sich nach ihrer langen Abwesenheit im Harz zu überzeugen, daß er überhaupt eine Frau besäße. Dabei blickte er Frida so zärtlich an, als seien sie nicht zwanzig, sondern höchstens zwei Jahre verheiratet.

„Wenn man als Strohwitwer dasitzt, fühlt man erst, wie wahr die Worte sind: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.‘ Die bessere Hälfte fehlt einem doch.“ Er zog die Gattin liebevoll an sich, und sie blickte glücklich lächelnd zu ihm empor.

Ein Gefühl tiefer Wehmut bemächtigte sich Irmgards. Sie war immer allein.

Der Landrat blieb noch kurze Zeit und ging dann mit seiner Gattin heimwärts.

Irmgard kehrte in das Haus zurück. Ihre Gedanken weilten bei dem glücklichen Paare. Er hatte recht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Jemand zu finden, der sie ganz verstand; ein volles Menschenglück finden in innigem Verstehen, warum war ihr das nicht beschieden?

Ruhelos durchschritt sie die Zimmer, in denen sie

alles so gelassen, wie es schon bei Lebzeiten der Heimgegangenen gewesen. Vor sechzehn Jahren war sie als Gesellschafterin in dieses Haus gekommen, das ihr jetzt gehörte. Alle Sorge war damit von ihr genommen. Bei diesem Gedanken empfand sie ein tiefes Dankgefühl. Unrecht war es, nicht zufrieden zu sein, nun sie frei geworden war. Wie oft hatte sie sich gesehnt, die Welt sehen zu dürfen; jetzt konnte sie diesen Herzenswunsch befriedigen. Das Gefühl der Vereinsamung würde sich allmählich ja auch verlieren. Sie träumte von allem Schönen, das sich ihr erschließen sollte, und erschrak, als das Mädchen das Zimmer betrat, um ihr ein großes Briefpaket zu geben, das einer Empfangsbefcheinigung bedurfte. Sie unterzeichnete ihren Namen. Dann erst betrachtete sie den Umschlag. Sie las den Namen des Absenders: Justizrath Keiler. Er war ihr unbekannt.

Was mochte man von ihr wollen? Da kam ihr der Gedanke, man könnte ihr die Erbschaft streitig machen. Sie fühlte sich aber nicht betroffen darüber; war sie doch an Enttäuschungen gewöhnt. „Vielleicht ist es gut,“ dachte sie. „Was soll ein Glück, das zu spät kam!“

Sie setzte sich und öffnete den Brief. Ohne daß sie darauf achtete, fiel eine Einlage heraus. Sie entfaltete ein Schriftstück und las:

„Gnädiges Fräulein!

Endlich in den Besitz Ihrer Adresse gelangt, sende ich Ihnen auf Wunsch des vor zehn Monaten verstorbenen Regierungsrates Alexander Plessen einliegendes Schriftstück. Sollten Sie die darin enthaltene Bitte des Toten, von der ich volle Kenntniss habe, erfüllen und die Erziehung seiner Töchter übernehmen wollen, erbitte ich

baldmöglichst Antwort. Ich stehe Ihnen jederzeit zur näheren Besprechung zur Verfügung.

Hochachtungsvoll
Justizrat Keiler."

Irngard bedeckte die Augen mit der Hand. Hatte sie richtig gelesen? Alexander Plessen war tot. Sie würde ihn nie wiedersehen.

Jetzt wußte sie, worauf sie im tiefften Innern ihres Herzens noch immer zu hoffen gewagt. Tränen drangen unter ihren Wimpern hervor.

Aus den Dämmergründen ihrer Seele stieg empor, was sie einst erlebt und entsagungsvoll niedergedrungen hatte. In der Erinnerung sah sie sich als frohes Kind auf dem Familiengute. Sah sich eben erblüht auf ihren ersten Bällen. Und dann, nach dem Tode der Mutter, die einer kurzen Krankheit erlegen, als Gefährtin des Vaters, dem sie alles war. Und dazwischen tauchte das Bild des Referendars Plessen auf, der häufig Gast bei ihnen gewesen, da ihr Vater den begabten und ehrgeizigen jungen Juristen bevorzugte. Das einsame Mädchen erinnerte sich an gemeinsame Spaziergänge, wo sie arglos dahingeschritten, als ob es ewig so bleiben müsse. Dann dachte sie an Frühlingsausflüge, wo sie Maiglöckchen und Schlüsselblumen zum Strauß gewunden und duftenden Waldmeister gesucht.

Ob die alte, knorrige Eiche noch dastand, in deren Rinde sie beide ihren Namen geschnitten? Kaunte es nicht in der Luft von all den Ländeleien, die ihre Jugendzeit mit so rosigem Schimmer verklärt hatten?

Als dann der Vater erkrankte und nach dem Süden reisen mußte, hatte Plessen beim Abschied gefragt, ob er ihnen folgen dürfe, sobald er das Assessorexamen ge-

macht. Er hatte Irmgard längst gesagt, daß er nicht wage, vorher bei dem Vater um sie zu werben.

Dann aber hatte sie ihn nie wieder gesehen.

Sie hatte erst später erfahren, daß die Verhältnisse des alten Plessen von Jahr zu Jahr schlechter geworden waren, und als er am Schlaganfall gestorben war, mußte der Sohn das Gut verkaufen.

Irmgard hatte dem Geliebten geschrieben, sich bemüht, ihn zu trösten, obgleich in dieser Zeit dem Leiden des inzwischen gänzlich gelähmten Vaters all ihre Gedanken galten. Da erhielt sie einen Brief Alexanders, in dem er ihr ihr Wort zurückgab; er sei arm und heimatlos geworden und sein Ehrgefühl verböte ihm, ihr die schönsten Jahre ihres Lebens zu rauben. Am Todestage des eigenen Vaters, der sie gleichfalls heimatlos zurückließ, hatte sie diese traurige Nachricht erhalten, in einer schweren Stunde, wo sie seines Schutzes, seines Trostes bedurft hätte. Schweigend trug sie den Schmerz der Enttäuschung, ganz überwunden hatte sie ihn aber nie. Immer noch hatte sie gehofft, auch ihr würde noch einmal der Frühling wiederkehren, die Sonne wieder scheinen. Dann aber hatte sie die Anzeige seiner Verlobung gelesen mit der einzigen Tochter eines reichen Getreidehändlers, die Irmgard von der Pensionszeit her bekannt war.

Irmgard glaubte in Gedanken an vergangene Zeiten deutlich das hochrote Haar und die funkelnden Augen ihrer Altersgenossin Melli Schüler vor sich zu sehen. Ihr Vermögen war offenbar so groß gewesen, daß Plessen durch diese Heirat aller Not entging. Irmgard erlaubte eine geringe Rente nicht, einen eigenen Haushalt zu führen, und so mußte sie die Stellung einer Gesellschaftlerin annehmen. Der Zufall fügte es, daß sie

in das Haus der Geheimrätin Beutler aufgenommen ward, die Irmgard bald wie eine Tochter behandelte. Trotz dieses Glückes konnte sie nie vergessen.

Sie nahm den Brief des Justizrates wieder in die Hand. Da fiel ihr tränenumschleierter Blick auf die Einlage, die vorhin zu Boden geglitten war. Ihr Name, von Alexander Plessens Hand geschrieben, stand auf dem Umschlag, den sie klopfenden Herzens öffnete. Mehrere eng beschriebene Briefblätter lagen nun vor ihr.

20. Juni.

Irmgard, ob je diese Blätter vor Deine Augen gelangen werden? Der Arzt sagte mir heute: ‚Ruhe, keine Anstrengung, nie wieder anhaltende geistige Arbeit.‘ Du kennst mich und kannst ermessen, wie schwer dies Verbot mich treffen mußte. Was ist der Mensch ohne Arbeit? — Vor allen Dingen ein Mensch, der den größten Irrtum seines Lebens vergessen möchte, an dem es sich so hart rächte, daß er nicht treu blieb. Um nicht ganz in schwere Grübeleien und Selbstvorwürfe zu versinken, schreibe ich Dir, im Gefühl, Dir eine Erklärung schuldig zu sein, sollten diese Zeilen Dich auch nie erreichen . . .

24. Juni.

Der Jasmin blüht und die Rosen duften. Ich blicke hinaus in den kleinen Vorgarten unserer Stadtwohnung und denke an jenen Johannistag, den ich mit Dir und Deinen Eltern in Thüringen verlebte. Damals glaubten wir an eine Zukunft, so strahlend und glänzend wie die lodernnden Feuer auf Bergeshöhen . . .

29. Juni.

Wenn ich der vergangenen Zeiten gedenke, dann erfüllt mich nun in der Erinnerung die bittere Gewißheit, daß ich achtlos am höchsten Glück vorüberging, als ich

mich von Dir abwandte. Ich redete mir ein, meine Pflicht zu erfüllen, als ich Dir Dein Wort zurückgab und habe doch vielleicht mehr für mich die Einschränkungen gefürchtet. Ich war ehrgeizig, all meine Hoffnungen richteten sich auf mein Fortkommen. Da trat die ernsteste Frage des Lebens an mich heran. Vielleicht wäre es anders geworden, wenn ich nicht in dieser Zeit so häufig mit Melli Schüler, die ich bis dahin kaum beachtet, zusammengekommen wäre. Eine dämonische Macht zog mich zu ihr. Ich stand am Kreuzweg und schlug die falsche Richtung ein. Sie ward mein Weib und schenkte mir Kinder, von denen die beiden ältesten jung starben. Ich sah zu spät, daß sie ein seelenloses Geschöpf war, das nie an mich, nur an meine Stellung gedacht hat. Innerlich konnte ich nichts mit ihr gemein haben. Unmerklich, aber um so sicherer, schied sich ihr Leben von dem meinen. Sobald ich ihr nicht zu Willen war, fühlte sie sich als unverstandene Frau. Sie suchte und fand, wie alle diese, einen Tröster. Während ich an einer schweren Lungenentzündung darniederlag, verließ sie mich und ihre Kinder. Sie kam nicht weit. Durch ein Automobilunglück fanden sie und ihr Begleiter den Tod. Man konnte mir nicht lange verheimlichen, was geschehen war. Die Aufregung zog mir einen Rückfall zu. Nach wenigen Wochen bin ich zu einem Schatten geworden . . .

4. Juli.

Ich weiß nicht, ob ich je meine Frau verstanden habe. Man lernt sich ja doch nur dann ganz verstehen, wenn uns gegenseitige Liebe und Vertrauen beseelen. Das war nie bei uns der Fall. Ganz schuldlos bin ich wohl auch nicht, daß wir so auseinander kamen; daß sie aber ihre Kinder verlassen konnte, ist unverzeihlich . . .

10. Juli.

Ich fühle mich elender als vor wenigen Tagen. Mein Geist irrt zu Dir, Irmgard, und sucht ein Band zu weben zwischen Dir und mir, wie es uns einst verkettet in der Jugend . . .

Ich zürne Melli nicht mehr. Das ist vorbei. Sie war die Mutter meiner Kinder. Darum sollen diese, soviel an mir liegt, nicht erfahren, daß und warum die Mutter sie einst verließ. Durch ihren plötzlichen Tod drang die Wahrheit nicht über den engsten Kreis hinaus. Ich habe jetzt eine entfernte Verwandte bei den Kindern. Ein liebes, treues Geschöpf. Sie ist Braut, und sobald ihr Verlobter eine Anstellung erhält, verläßt sie mich. Dann stehen meine Kinder, denen liebevolle Fürsorge so nötig ist, allein, denn ich fühle, daß ich nur noch kurze Zeit lebe. Wo könnten die armen Geschöpfe Liebe finden, ohne die ihre Jugend ohne Sonnenschein bleiben muß . . .

20. Juli.

Ich habe Sehnsucht nach Dir, Irmgard. Nur noch einmal möchte ich Dich sehen dürfen, und doch wage ich nicht, Dich zu rufen.

2. August.

Ich bin jetzt ganz an das Schmerzenslager gebannt. Immer näher kommt der Gedanke an den Tod. Vergangene Nacht träumte ich von Dir. Wir gingen im Sonnenschein durch Waldwege. Als ich erwachte, war es dunkel um mich, und ich fand keinen Schlaf mehr. Da sann ich über das Geheimnis des Todes nach und glaube nun, daß er der größte Verfühner ist. Du wirst mir verzeihen, daß ich einen Schatten auf Dein Leben geworfen.

6. August.

Draußen scheint die Sonne. Ich sehe sie nicht mehr.

Meine Kinder brachten mir Blumen, darunter Deine Lieblinge, dunkle Rosen. Da erinnerte ich mich an einen Tag, wo wir zum Gartenfest beim Oberpräsidenten waren und Du mir die Rose gabst, die Du im Gürtel getragen. Weißt du noch? Bunte Lampions leuchteten in den Büschen, Raketen und Leuchtkugeln stiegen zum Nachthimmel empor. Warum sind schöne Stunden vergänglich? Warum vermag nichts auf der Welt sie zurückzurufen? . . .

22. August.

Gestern sagte mir Beate, daß sie bei den Kindern bleiben würde bis zu ihrer Hochzeit. Für später müsse ich jetzt schon Sorge tragen. Ich ließ darum meinen Freund, Justizrat Keiler, kommen, und diktierte ihm meinen letzten Willen. Vor wenigen Wochen fühlte ich mich noch gesund und kräftig. Nie dachte ich an Sterben und Vergehen. Nun ist alles verändert, ich bin alt und müde. Ich bin ruhiger, da alles geregelt ist. Ich sagte Keiler, daß, wenn es mit mir zu Ende sei, zuerst alles noch so bliebe, bis Beate heirate, dann sollten die Kinder zu ihm. Er versprach es mir.

25. August.

Mir kamen Bedenken, nachdem die Justizrätin heute längere Zeit bei mir war. Ich fürchte, meine Kinder werden bei ihr nie fröhlich sein. Sie ist gewiß eine vortreffliche Frau, aber still und verschlossen. Ist sie die rechte, die Erziehung von Helga und Lilli zu leiten, die doch auch Blut ihrer Mutter in sich haben? — Kann ich wissen, ob nicht auch in ihnen Eigenschaften der Verstorbener schlummern? Frau Keiler würde versuchen, die ihr anvertrauten Kinder nach ihrem Sinn zu leiten und dadurch vielleicht, Auflehnung weckend, das Gegenteil erreichen. Ich fühle es, jetzt, da ich bald auf

ewig von ihnen scheidet: meine Kinder bedürfen des Sonnenscheins der Liebe. Die kannst und würdest Du ihnen geben. Du allein, Irmgard. Du hast Kinder stets geliebt. Immer scharten die Jüngsten sich um Dich. Erinnerst Du Dich noch? Dein Vater nannte Dich manchmal den 'Kattenfänger', dem alle Kinder folgten. . .

26. August.

Es ist spät. Ich sprach noch einmal mit Keiler und sagte ihm, daß ich doch vielleicht eine Jugendfreundin bitten würde, sich meiner Kinder anzunehmen. Mir schien, als atmete er erleichtert auf, als wäre ihm dieser Ausweg lieber. Und nun komme ich zu Dir, Irmgard, zu Dir in nie erstorbenem Vertrauen und frage Dich: Kannst Du Dich entschließen, den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen, seinen Kindern die Liebe zu geben, die sie bis jetzt entbehren mußten? — Ich stelle es Dir anheim, die Kinder zu Dir zu nehmen oder nach hier überzusiedeln. Die Zinsen ihres Vermögens genügen zu einem behaglichen Dasein. Für alle Fälle habe ich auch Deine Zukunft, unabhängig von meinen Kindern, gesichert.

Ist es nicht zu viel, was ich erbitte, nachdem ich Dich einst so tief gekränkt? Es kommen Augenblicke, wo ich glaube, Deine Augen zürnend aufleuchten zu sehen. Darum will ich Dich nicht quälen. Ist es Dir nicht möglich, meinen Wunsch zu erhören, dann müssen Helga und Lilli in eine Pension. Dort wird es vielleicht sonniger für sie sein als bei Keilers. Das aber schlägst Du mir nicht ab, ein Haus zu suchen, wo sich ihr Herz und Gemüt entwickeln kann. Bis jetzt scheint mir, haben die Kinder mehr von mir als von ihrer Mutter. Ist es nicht traurig, daß ich das bekennen muß: ich hoffe, sie werden ihr nicht ähnlich?

29. August.

Ich fühle mich so matt, daß ich nur schwer und mit äußerster Willensanstrengung die Feder zu halten vermag. Ich habe Abschied von Helga und Lilli genommen und ihnen gesagt, vielleicht würde eine andere Tante sich ihrer annehmen und sie lieb haben, wenn Tante Beate sie verließ. Erst dann sollen Dir diese Blätter geschickt werden.

30. August.

Von meinem Lager aus sehe ich durch die geöffneten Fenster sonnenbeschienene Bäume. Seliger Friede, tiefe, lautlose Verträumtheit; in den Zweigen flüstert der Wind, und ich glaube verklungene Lieder unserer Jugend zu hören. Bei diesen Klängen möchte ich einschlafen. Weine nicht um mich, Irmgard, mein Leben war ein Warten auf das Glück, das ich Tor nicht erkannte, als es in Deiner Liebe mir zur Seite ging. Das wahre Glück wird dem Menschen nur einmal geboten auf Erden. Ich hoffe Vergebung und Frieden hinter der dunklen Pforte zu finden, durch die ich bald gehen werde.

Alexander.

Schwer vermochte Irmgard die letzten Zeilen zu entziffern. Mit brennenden Augen schaute sie lange auf die Blätter.

Fast ein Jahr war verstrichen, seit Alexander sehnend nach ihr gerufen. Warum hatte ihr das damals keine geheime Stimme zugerannt? — Alles versank, was er ihr einst angetan. Nichts lebte mehr in ihrem Herzen als die alte, nie erstorbene Liebe. Nun wußte sie, daß auch er sie nie ganz vergessen, daß seine letzten Gedanken sich mit ihr beschäftigt hatten, daß er ihr das große Vertrauen geschenkt, ihr seine Kinder zu geben. Sie wollte keine Freiheit mehr. Was brauchte sie die Welt zu durch-

streifen. Ihr winkten höhere Pflichten. Für seine Kinder wollte sie sorgen. Sie glaubte sie zu sehen, wie sie mit des Vaters blauen, leuchtenden Augen zu ihr emporblickten.

Lange saß Irmgard fast regungslos und dachte an die Vergangenheit. Friedliche Ruhe erfüllte ihr Gemüt. Da ihr nie das große Glück geworden, das jeden Mißklang löst, jede Sehnsucht stillt, wollte sie in sorgender Liebe zu seinen Kindern das Glück suchen. Das Vertrauen des Heimgegangenen gab ihrem Leben Inhalt. Durfte sie auch nicht die Seligkeit erhoffen, die sie einst erträumt, so würde ihr doch von nun an ein stilles, freundliches Erdenglück beschieden sein.

Sie trat an den Schreibtisch und stellte aus dem Kursbuch die Fahrzeit fest. Leider konnte sie erst am nächsten Morgen reisen.

Kühl und fahlgrau fielen die ersten Strahlen des dämmernden Morgens durch die nur halbgeschlossenen Vorhänge, als Irmgard sich vom Lager erhob. Lange vor Abgang des Zuges war sie auf dem Bahnhof, und während der Fahrt war sie so mit der nächsten Zukunft beschäftigt, daß sie wenig auf die Schönheit des Landes achtete, das der Zug durchheulte. Wie einsam und überflüssig hatte sie sich noch gestern gefühlt, und nun sollte ihr Leben nicht mehr ohne Inhalt sein. Seinen Kindern durfte sie Glück bringen.

Am Ziel empfing sie der Justizrath, den sie telegraphisch benachrichtigt hatte. Er begleitete sie nach der Wohnung des verstorbenen Plessen.

Fräulein Beate, deren Herz nur noch halb bei ihren Schutzbefohlenen war, die sich sichtlich freute, ihren Pflichten bald enthoben zu sein, kam Irmgard herzlich entgegen und führte sie in ein Zimmer, in dem Helga

und Lilli mit ihren Puppen spielten. Bei dem Öffnen der Thür wandten sich die Schwestern um und betrachteten verwundert die fremde Gestalt.

Irmgard blieb betroffen stehen. Hatte Alexander nicht geschrieben, daß seine Töchter ihm glichen? Warum hatte ihr keine Ahnung zugeflüstert, daß es anders sein könne?

Bitterste Enttäuschung bereitete ihr fast körperlichen Schmerz. Nichts, nichts in den Zügen der Kinder erinnerte sie an den Vater. Das rote Haar, die schwarzen Augen der Mutter leuchteten Irmgard entgegen, ob sie auf die eine, ob sie auf die andere schaute.

Das waren nicht seine Kinder, in denen sie den Jugendgeliebten wiederzufinden gehofft, das waren die Kinder jener Frau, die ihr einst den Jugendgeliebten geraubt; die die Schuld trug, daß ihr Leben so einsam und freudlos gewesen.

Die Arme, die sich den Schwestern öffnen wollten, sanken schlaff hernieder. Alte Wunden, die Irmgard vernarbt geglaubt, brachen wieder auf und schmerzten wie damals. Nein, diese Ebenbilder seiner Frau konnte sie nicht an ihr Herz nehmen. Jetzt, da sich ihr Leben sorglos gestaltet, sollte sie die Freiheit opfern, dieser Kinder wegen, die ihr so peinlich bekannt und darum so fremd erschienen?

Nein, selbst wenn sie noch so arm und auf Erwerb angewiesen wäre, könnte sie mit diesen Kindern nicht zusammenleben, noch weniger jetzt, wo sie ihr Leben zu genießen vermochte.

Wie konnte Alexander ihr Herz für diese Kinder erbitten? Es kam über sie ein Schwindel. Leichenblaß lehnte sie am Thürrahmen.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Beate erschrocken.

Irmgard verneinte stumm. Wehe Bitterkeit durchdrang ihr Herz. Warum mußte sie alle herben Enttäuschungen des Lebens erleiden? —

„Kommt, Kinder, begrüßt die Dame, von der euch der Vater zuletzt so viel erzählte,“ mahnte Beate die Schwestern, die schüchtern auf die hohe, schlanke Gestalt blickten. In Irmgards Herz kämpften die widerstrebendsten Empfindungen. Sie ließ sich auf den Sessel, den Beate hinschob, nieder und preßte das Taschentuch gegen die tränenfeuchten Augen.

„Bitte, bitte, weine nicht,“ sagte eines der Mädchen. „Vater ist im Himmel und freut sich, daß du gekommen bist. Tante Beate geht ja fort. Das sollten wir dir sagen.“ Eine kleine, warme Hand strich liebevoll über ihre kalten Finger.

„Vater sagte uns, du würdest uns liebhaben und gut zu uns sein, feinetwegen.“ Es war Helga, die nun auch eine ihrer Hände ergriff.

Da erwachte eine unaussprechliche Empfindung in dem einsamen Mädchen. Das kindliche Vertrauen linderte das Weh, das sie durchbehte.

„Sie sind so dankbar für Liebe,“ flüsterte Beate der Weinenden zu. Diese blickte wie traumverloren auf. Ihre Augen trafen die Lillis, aus denen leiser Kummer sprach. Ihr Herz fühlte sich bewegt. Sie empfand, daß dieses Kind um Liebe flehte, und in ihrer Macht stand es, Liebe zu geben, wie der Vater es sterbend von ihr erbeten.

Hatte sie nicht gestern noch ausgesprochen, wie dankbar sie sei für das unerhoffte Glück, anderen nun helfen zu können? — Freilich, jetzt sollte sie es nicht mit Geld tun, hier warb man um ihr Herz, und sie wußte, wie unsagbar schwer es ist, leben zu sollen ohne Liebe.

Durfte sie das Vertrauen des einst Geliebten enttäuschen, dem ihr Herz gehört, unschuldige Kinder entgelten lassen, was ihr an Leid die Eltern bereitet? Hieß es nicht: Die Liebe höret nimmer auf! Und sie sollte Schuld daran tragen, daß vielleicht einst die Kinder auch innerlich der Mutter gleichen, weil das wärmende Licht treusorgender Liebe ihrem Lebensmorgen gefehlt? Irmgard wußte, daß die Verhältnisse das Schicksal der Menschen bestimmen, daß Pflanzen gleicher Art, Kraft und Schönheit sich im dumpfen Keller anders entwickeln als im sonnigen Garten, und daß auch Menschenknospen nach Licht und Sonne verlangen.

Die selbstsüchtige Regung, die sie zuerst erfüllte, war vorüber. Er, den sie einst geliebt, sollte als Sterbender nicht vergebens auf sie gebaut haben.

Sie beugte sich zu den Mädchen hinab, sie an sich ziehend. Trotz allem wollte sie von jetzt an nur leben für seine Kinder.



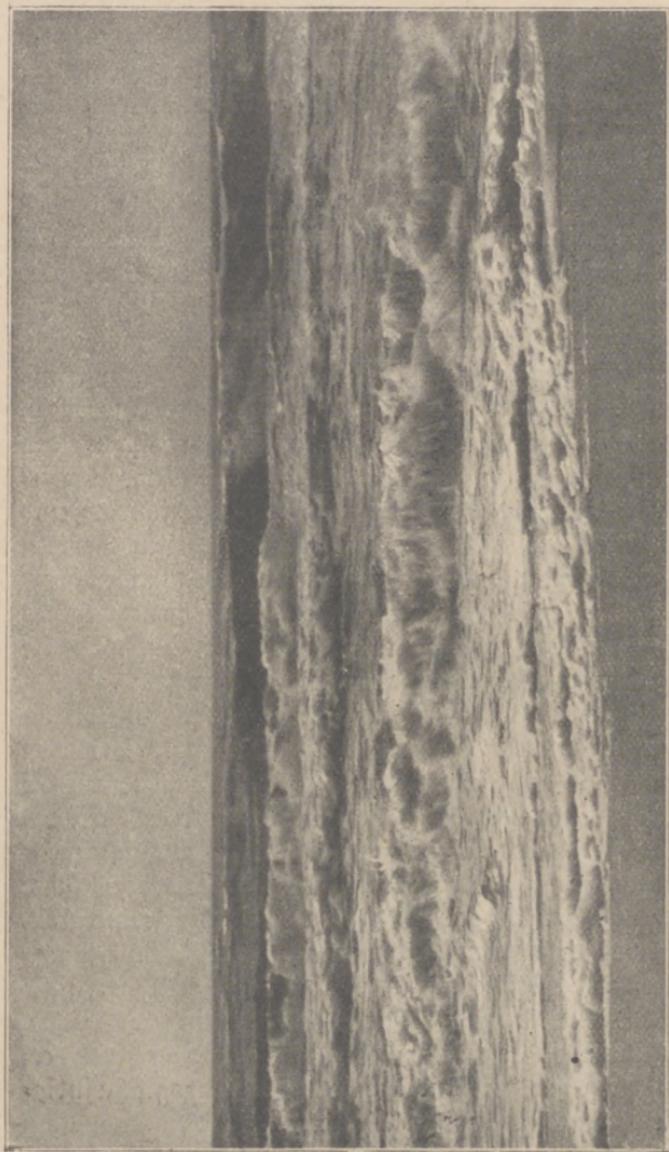
Wellen und Brandung

Von Gregorius Marschner

Mit 6 Bildern

Als einer der großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie seine erste Reise von der Elbmündung nach Newyork zurückgelegt hatte, konnte man im Bericht eines Mitreisenden lesen, daß während der ganzen Fahrt das Meer so unbewegt und so spiegelglatt gewesen sei wie ein Ententeich. Diesen Eindruck erhält man vom Weltmeer selten, denn die Wassermassen der Ozeane sind dauernd in Bewegung, und nur um einen Eindruck, nicht um eine Tatsache kann es sich bei dieser Beobachtung handeln. Häufiger finden sich in Reisebeschreibungen Schilderungen von haushohen Wellenbergen. Diese Berichte widersprechen den wissenschaftlichen Feststellungen, denn nach genauen Forschungen erreichen die Wellen selbst beim stärksten Sturm keine größere Höhe als zehn Meter, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die Wissenschaft unter Wellenhöhe die senkrechte Entfernung vom Wellenkamm bis zum Wellental annimmt, während unter Wellenhöhe nach der sonst üblichen Vorstellung der Unterschied zwischen dem normalen Wasserspiegel und dem Wellenkamm zu verstehen ist. Mehr als fünf Meter erheben sich die Wellenberge nie über das Niveau der Meeresfläche. Wesentlich größer, als die Beobachtung es zuläßt, wird die Länge der Wellen; sie erreicht im offenen Meere das Dreiunddreißigfache der Höhe des Wellenberges. Auf flacheren Meeresgebieten, wie beispielsweise in der Nord- und Ostsee, sind die Höchstmaße der Wellen bedeutend geringer.

Schwieriger als die Höhe der Welle selbst ist die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Wellenbewegung zu bestimmen. Dabei muß man sich von der An-

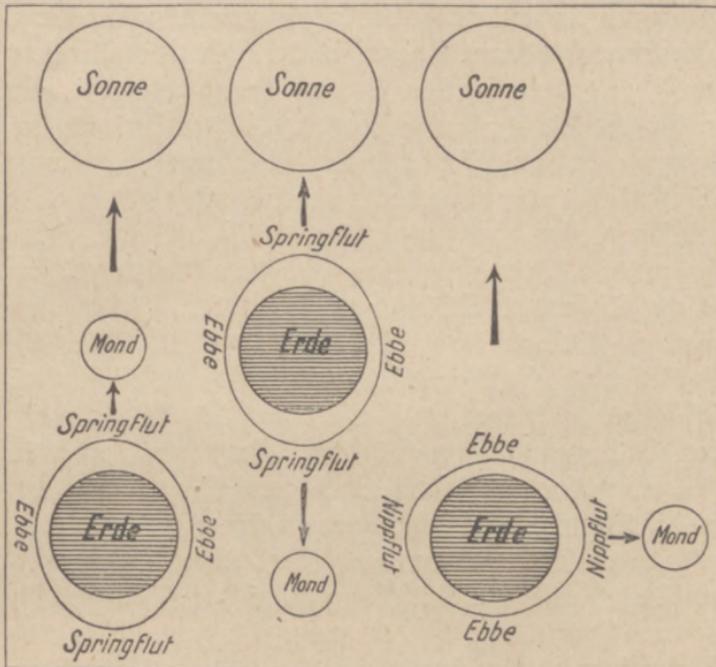


Brandung am flachen Nordseestrand.

schauung freimachen, als würden die Wellen selbst in der Richtung des Sturmes weiterstreiten, als würde sich ein und dieselbe Welle weiterbewegen. Das ist nicht der Fall; die Eigenbewegung der Wassermassen besteht lediglich in einem örtlichen Heben und Senken der Meeresoberfläche. So wird es auch verständlich, daß die auf bewegter See schwimmenden Gegenstände sich nicht fortbewegen — sofern sie nicht vom Winde oder einer Strömung getrieben werden —, wohl aber die Schwankungen der Welle in Höhe und Tiefe mitmachen. Im allgemeinen entstehen die Wellen durch Einwirkung des Windes und unterseeischer vulkanischer Ausbrüche, doch sind die Windwellen die häufigeren. Durch den Wind wird an der Meeresoberfläche eine Bewegung erzeugt, die sich den tieferen Schichten nur schwach und schließlich gar nicht mehr mittheilt. Nach rein theoretischen Berechnungen hört unterhalb des Dreihundertfünfzigfachen der Wellenhöhe jede vertikale Bewegung des Wassers auf; in Wirklichkeit reicht die Einflußsphäre der bewegten Oberfläche viel weniger tief.

Ungefähr so, wie ein rasch fahrendes Automobil die Luft hinter sich förmlich herzieht, ansaugt, so wirken nun die oberen bewegten Schichten aufsaugend auf die noch ruhende Unterlage. Ein Teil der unteren Schichten hebt sich, um den Druck von oben auszugleichen; dafür senkt sich an anderer Stelle die Meeresoberfläche: es entstehen Berge und Täler. Die Geschwindigkeit, mit welcher sich diese Gleichgewichtsstörungen der Meeresoberfläche horizontal fortpflanzen, ist sehr groß; sie geht bis zu 80, ja über 120 Kilometer in der Stunde. Vulkanische Erschütterungen im Sundaarchipel erzeugten sogar eine stündliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit von 700 und mehr Kilometer.

Auf dem weiten Dzean zieht ein tiefbeladener Segler in der sturmdurchwühlten See seine Bahn. Schwer stampft das Schiff, und sprühender Gischt bricht sich am breiten Bug, wo der Steven, wie ein Pflug durch die



Sonne und Mond als Ursache von Flut und Ebbe.

Erdschollen, sich seinen Weg durch die Wellen furcht. Der Mann am Steuer blickt sorgenvoll nach den sich höher und höher türmenden Wogen, die von hinten her an das tiefliegende Schiff herangerollt kommen. Wohl weiß er, daß Wellen allein keine Gefahr bringen, denn immer wieder hebt sich der Schiffsrumpf in dem Augenblick, da ein neuer Wellenriese herankommt, und rauschend gleitet die Woge unter dem Schiff dahin. Der

Seemann fürchtet nicht die Welle, sondern nur den sich überstürzenden Wellenkamm, den er Brecher nennt. Dieser, der nicht mehr an der Eigenbewegung der Welle teilnimmt und keine Tragkraft für das Schiff besitzt, stürzt über das Deck, alles unter sich begrabend und oft genug mit einem Schläge das Schiff zum Wrack machend. Der Seemann kennt diese Eigentümlichkeit des Brechers wohl, und mit geschickter Steuerung gelingt es ihm meist, der Gefahr auszuweichen. Viele Seeleute behaupten, daß im offenen Ozean bei Sturm jeder fünfte Wellenberg sich zum Brecher ausbildet.

Im großen und ganzen hat der Ozean keine andere horizontale Bewegung, von einzelnen an der Oberfläche fließenden Strömungen abgesehen, als die gewaltige Stromwelle von Ebbe und Flut. Über die Entstehung dieser Meereserscheinung ist heute die Wissenschaft genau unterrichtet. Die bewegliche Wassermasse des Weltmeeres ist der Anziehungskraft der hierfür in Frage kommenden Gestirne Sonne und Mond ausgesetzt, wobei diejenige des Mondes wegen seiner größeren Erdnähe von stärkerer Bedeutung ist; sie beträgt das Zweieinfünftelfache der Anziehungskraft der Sonne. In unserer Darstellung ist der ganze Vorgang leicht verständlich wiedergegeben.

Stehen Sonne, Mond und Erde in dieser Reihenfolge in einer Linie, so wirkt die Anziehungskraft der beiden Himmelskörper zusammen auf die ihnen zugekehrten Wassermassen der Erde; es findet hier ein Steigen des Wassers statt. Neunzig Grad davon entfernt liegt das Abströmungsgebiet des Wassers, hier ist *E b b e*. Diese und die in der zweiten Darstellung wiedergegebene Situation, wo Sonne und Mond auf den entgegengesetzten Seiten der Erde, also gleichfalls in einer Linie

liegen, zeitigen den ungehinderten Vorgang der Flut- und Ebbebewegung, die sogenannte *S p r i n g f l u t*. Bei der dritten Konstellation, wo der Mond im rechten Winkel zu der die Sonnen-Erdenlinie bildenden Richtung liegt, wird die Kraft der beiderseitigen Anziehung teilweise aufgehoben, und es entsteht die sogenannte *Taube* oder *N i p p f l u t*. Auf offenem Meer macht

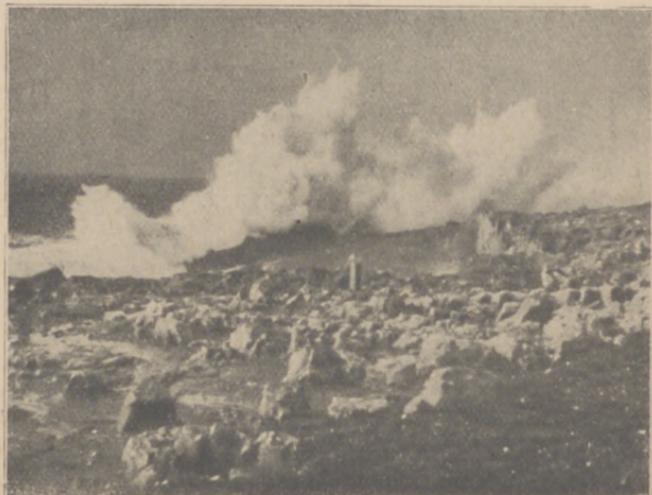


Weststurm an der irischen Küste.

sich die Flutwelle wenig bemerkbar, sie erreicht bei St. Helena etwa neunzig Zentimeter; dagegen haben die Meeresgebiete, wo tiefgegliederte Landmassen die Flutwelle in mehr oder weniger enge Strombetten zwingen, wie in der Frischen See und im englischen Kanal, und wo steile Küsten einen gleichmäßigen Auslauf der Flutbewegung verhindern, eine Flutwelle bis zu zwanzig Meter Höhe.

Im Meeresgebiet von der Nordsee bis zum Norden

der skandinavischen Halbinsel sind westliche Winde vorherrschend, so daß hier die Fluterscheinung zumeist mit starkem Wellengang zusammenfällt. Daher sind hier die Brandungen an den steilen, zerklüfteten Küsten von besonders heftiger Wirkung. Am Vorgebirge Kullen, nördlich von Helsingborg, im südlichen Teil des Kattegat, wo bei Nordweststurm die Flutwirbel aus der Nord-



Brandung an der Steilküste Schwedens.

see mit ungeminderter Heftigkeit aufprallen, donnert die Brandung mit ungeheurer Gewalt an den Steilklippen hundert Meter hoch empor. Im Winter sind dann die Felsen von Eis überzogen. Bei eintretendem Lauwetter erfährt die Küste durch das rinnende Schmelzwasser eine unaufhaltsame Verwitterung, so daß hier die landvernichtende Wirkung der Meeresbrandung deutlich zu beobachten ist. Ganz anders als an Steilküsten formt sich die Brandung am flach auslaufenden

Strand. Vor dem Dünensand der Friesischen Inseln bricht sich die Brandung zum ersten Male weit entfernt von der eigentlichen Strandlinie. Diese Erscheinung wird hervorgerufen durch die Reibung, die die unteren Schichten des heranflutenden Wassers auf dem flachen Meeresboden erfahren, indem die oberen Schichten ungehindert nach dem Strande zu treiben, eine höhere Geschwindigkeit wie die unteren erreichen und sich daher mit wildem Getöse überstürzen. Eigenartig zu beobachten ist die Wechselwirkung zwischen anströmendem und zurückflutendem Wasser, das zu neuen Brandungserscheinungen kleinerer Art innerhalb der eigentlichen Brandung führt.

Der Seemann fürchtet die Brandung, darum meidet er bei Sturm die Nähe der Küste. Nicht immer gelingt ihm dies, und etwa siebenzig Prozent aller Schiffsunfälle sind Strandungen. Ganze Striche unserer Seeküsten sind als Grabstätten der Seeschiffe bekannt und gefürchtet, so vor allem die Nordwestküste der jütischen Halbinsel, die sogenannte Jammerbucht, wo alljährlich eine erschreckend hohe Zahl von Strandungen vorkommen.

Von See aus sind die Erscheinungen der Brandung nicht wahrzunehmen, und bei Sturm und Nacht, wo die Landnähe nicht feststellbar ist, findet der Eintritt in den Brandungsbereich zumeist plötzlich statt.

Vom Strande aus gesehen, gehört der Anblick einer stürmischen Brandung zu den gewaltigsten Bildern elementarer Naturvorgänge. Gewaltig ist schon die „Stimme des Meeres“, die alle Klangarten vom Rollen des Donners, dem Versten der Felsen, bis zum Diskant des heulenden Sturmes umfaßt. Am Strande von Rügen, wo das Brandungsgebiet eine gleichmäßige Schotterung runder Steine aufweist, vermischt sich das

Donnern des Wogenpralls mit dem eigenartig singenden Geräusch der hin und her rollenden Steine, das die Luft so dicht erfüllt, daß das Tosen der Brandung bis weit ins Land hinein hörbar wird. Eine ganz andere Tongebung hat die Brandung dort, wo der Mensch in Borseken und Molen künstliche Hafengebäuden errichtet hat, wie beispielsweise an der Alten



Brandungswelle an der Mole.

Liebe bei Rurhaven an der Elbmündung. Bei Flutstrom ist das Bollwerk fast ganz überflutet, und die anstürmenden Wassermengen bahnen sich in wildem Gurgeln und krachendem Getöse ihren Weg durch das festgefügte Gebälk. Schlürfend und schmazend stauen sich die schäumigen Massen am Seedeich, und faustgroße Schaumballen fliegen wie Papierballen vom Sturm gejagt bis tief ins Land hinein. Auf das Holz des Bollwerkes der Alten Liebe haben die Seeleute ein Gedicht geschrieben, dessen erste Strophe lautet:

Wo mit des deutschen Meeres Flut
Der Elbstrom sich vermählt,

Da trogt ein Turm der Wellen Wut,
In manchem Kampf gestählt.
Da hält er Wacht bei Tag und Nacht
Getreu wie Alte Liebe.

Um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche häufen sich die Stürme und Springsluten an unseren Küsten, und bis weit in den Binnenlauf des Elbstromes hinein staut sich das Wasser des Flußstroms. Die Ablösungszeit von Flut und Ebbe, die Stauzeit, ist für den Schiffer besonders gefährlich, weil durch die Begegnung zweier gegeneinander wirkenden Ströme jene eigentümliche, kurze, steile Wellenbildung, die sogenannte kabbelige See, entsteht, in der das Schiff schwer im Steuer liegt. Steht der Flußstrom der Windrichtung entgegen, gibt es gleichfalls kurze, steile Wellen, die in ihrer Gestaltung an die Wellen erinnern, die die Schaufelräder stromaufwärts fahrender Flußdampfer aufwerfen.

Der Segler steht hier schweren Aufgaben gegenüber, denn oft genug geschieht es ihm, daß er sich totsegelt, das heißt, daß er mit vollen Segeln rückwärts treibt, weil die motorische Kraft des Windes schwächer ist als diejenige des entgegengesetzt wirkenden Flußstroms. Wenn es irgendwie möglich ist, läßt der Schiffer in solchen Fällen den Anker fallen, obgleich sein Schiff alsdann zumeist quer zu Strom und Wind zu liegen kommt und wie ein Betrunkener hin und her schaukelt. Die seefestesten Leute können in solchen Lagen seekrank werden, und der Aufenthalt auf den Feuerschiffen, die das Fahrwasser der Unterelbe zwischen Rurhaven und Helgoland markieren, und die jahraus, jahrein den Wirkungen des Ebbe- und Flußstroms, wie den Unbilden der Stürme ausgesetzt sind, gehört zu den zweifelhaftesten Annehmlichkeiten des Seemannsberufs.

Die zerrissene Küste der Bretagne und der Südwestseite Englands beim Kap Lizard haben die schwersten Brandungen in europäischen Gewässern aufzuweisen, und schon der römische Schriftsteller Tacitus weiß von der unwirschigen und stürmischen Eigenart des Nordmeeres zu berichten. Nirgends in der Welt zeigt die Berührung von Weltmeer und Festland so großartige



Springflut bei Weststurm an der spanischen Küste.

Brandungsbilder wie an den offenen Küsten Westafrikas. Ob Windstille herrscht oder Sturm, ob Flut oder Ebbe, unentwegt donnern hier die Wogen des Ozeans an den flachen Strand. Diese Erscheinung ist unseres Wissens noch nicht genügend geklärt; vielfach nimmt man an, daß die hier beständig herrschende, gewaltige Steilbrandung im Zusammenhang steht mit eigenartigen, auflandigen Strömungsverhältnissen des

Ozeans, die ihrerseits wieder hervorgerufen werden durch die Umdrehung der Erde. Das Wasser des Ozeans sträubt sich, in Folge des Trägheitsgesetzes, die Rotation der Erde von Ost nach West mitzumachen und wirkt ihr an der Oberfläche in einer west-ostwärts gerichteten Flutrichtung entgegen.

Künstler und Dichter aller Zeiten haben sich dem Zauber des Meeres, dem Rhythmus seiner Wellen und den mächtigen Naturbildern seiner Stürme hingegeben, und eine der schönsten Dichtungen aller Zeiten, die Sage vom vielgewandten Helden Odysseus, schildert im Grunde nichts anderes als das wechselvoll belebte Verhältnis zwischen Mensch und Meer, Geschöpf und Natur.



Kartoffeldenkmäler in Deutschland

Von Franz Reinke

Mit 2 Bildern

Während der letzten Jahre haben wir erst so recht die Kartoffel schätzen gelernt; als tägliche Speise hatte man für sie keine besondere Vorliebe mehr. Erst als im dritten Kriegswinter die Kohlrübe häufig auf unseren Tisch kam, da stieg die bescheidene Erdfrucht in der Achtung aller Darbenden. Die Knappheit ist ja noch immer nicht überwunden, und die Kartoffel hat an Beliebtheit nicht verloren. Unfasslich dünkt es uns, daß man bis vor rund anderthalb Jahrhunderten ohne Kartoffeln auskommen konnte, denn länger kennt man im allgemeinen in der Alten Welt diese Frucht nicht. Es ist also alles Gewöhnung, denn daß man früher schlechter gespeist hat, kann nicht gut behauptet werden.

Daß man an zwei Stellen Deutschlands schon vor Jahren ein Denkmal zu Ehren der Kartoffel gesetzt hat, dürfte wenig bekannt sein. Auf dem Marktplatz der kleinen badischen Stadt Offenburg, dem Ausgangspunkt der an malerischer Schönheit unübertroffenen Schwarzwaldbahn Offenburg—Singen, befindet sich ein Standbild des englischen Seefahrers Sir Francis Drake, dem man früher das Hauptverdienst an der Verbreitung der Kartoffel in Europa zuschrieb. Neuere Forschungen haben dem Engländer viel von dieser Ehre genommen. Das Denkmal dieses im Kostüm seiner Zeit dargestellten Briten nimmt sich in einer deutschen Kleinstadt auf den ersten Blick wunderlich aus. Die auf dem Postament angebrachten Inschriften lauten: „Sir Francis Drake, Verbreiter der Kartoffel in Europa im Jahre des Herrn 1586. Der Segen von Millionen Menschen, die den Erdteil bebauen — dein unvergänglicher Nachruhm.

Bitterem Mangel steuert die köstliche Gottesgabe als des Armen Hilfe gegen die Not. Dem Schöpfer und Stifter dieses Standbildes Andreas Friederich aus Straßburg der Dank der Stadt Offenburg 1853.“

Das zweite, noch weniger bekannte, schlichtere Denkmal befindet sich an einer versteckten Stelle im Harz, links von der Straße Sorge-Braunlage. Kein Wegweiser zeigt den schmalen Pfad dorthin, und kein Reisehandbuch berichtet von diesem Denkmal. Ein roher, von plumphen Holzbänken umgebener, in friedlicher Einsamkeit errichteter Felsstein trägt auf eiserner Tafel die Inschrift: „Hier sind 1748 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht. Der Name ‚Kartoffelhecke‘ erinnerte daran noch 1885.“

Damals wurden die ersten Versuche mit dem An-



Phot. R. Fuchs, Berlin-Niederschöneweide.

Denkmal des „Kartoffelverbreiters“
Sir Francis Drake in Offenburg.

bau gemacht; mit der völligen Einbürgerung der Kartoffel hatte es dann noch gute Wege. Es ist seltsam,



Phot. R. Fuchs, Berlin-Niederschöneweide.

Denkstein an den Kartoffelanbau
im Harz im Jahre 1748.

daß eine Frucht, die später schier unentbehrlich geworden ist, so lange Zeit gebrauchte, ehe sie sich auch nur mäßige Anerkennung erwarb, denn in den Abendländern lernte man diese Knollenfrucht schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kennen. Damals entdeckten die goldsuchenden Spanier in der Nähe des Titicacasees diese Frucht bei den Eingeborenen. Nach der Eroberung von Mexiko und Peru, wo die Kartoffel wild wächst, brachten die spanischen Abenteurer das Ge-

wächs nach den Niederlanden, nach Burgund und Italien. Die Bewohner dieses Landes gaben der merkwürdigen Knolle wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Trüffel den Namen „Tartufole“, woraus dann die Bezeichnung Kartoffel

entstand; noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war der Name Tartuffel in Deutschland gebräuchlich. Vom Sklavenhändler John Hawkins 1565 und von Admiral Raleigh 1584 zum zweiten Male nach Irland gebracht, konnte die Kartoffel auf der „grünen Insel“ doch keinen festen Fuß fassen, noch weniger gelang es, sie in England zu verbreiten. Erst als im folgenden Jahre Sir Francis Drake eine Ladung dorthin gebracht hatte, fand die Frucht eine etwas stärkere, wenn auch noch zaghafte Aufnahme. Daß er diese Verbreitung herbeiführte, das ist das Verdienst Drakes; als Entdecker und erster Einführer ist er nicht anzusehen. Er gab dem Botaniker Gerard in London Samenkartoffeln, die dieser 1596 in seinem Garten zog. Richtige Verbreitung fand die Frucht in England indes erst im achtzehnten Jahrhundert, als sie in anderen Ländern schon mehr verbreitet war. So ist zu jener Zeit die Kartoffel in Italien so allgemein angepflanzt worden, daß man Schweine damit fütterte. Dagegen war sie zur selben Zeit in den meisten deutschen Ländern noch unbekannt. Clusius, der Vorsteher des botanischen Gartens in Wien, kultivierte die in Oesterreich noch seltene Pflanze und gab sich redlich Mühe, sie einzuführen. Von ihm stammt die erste gute Beschreibung und Abbildung der Pflanze. Die Hungersnöte des Dreißigjährigen Krieges zwangen in manchen Gegenden zum Anbau der Kartoffel; 1648 begegnen wir ihr schon in Liebenau in Hessen-Darmstadt. 1684 kannte man bereits weiße und rote Kartoffeln, und 1695 wurde in Baden die erste Verordnung über den Kartoffelzehnt erlassen. 1710 gelangte die Frucht nach Württemberg. In Preußen nahm man sie erst spät auf; so daß der Alte Fris, der ihren Nutzen erkannt hatte, ihre Einführung nachdrücklich durchsetzen mußte. Die neue

Frucht drang in Deutschland langsam vor. Nur im Erzgebirge hatte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Kartoffel starke Verbreitung gefunden. Aus einer kleinen Schrift „Beyträge zur Erdäpfel Historie, und von der Krankheit derer Erdäpfel im abgewichenen Herbst 1746 im Ober-Erzgebirge“ erfährt man, daß bei einer Teuerung im Jahre 1719 öffentlich von der Kanzel zum Kartoffelbau aufgefordert wurde. „Knollenprediger“ höhnte der Spott der Bauern damals häufig die Geistlichen, die auf behördliche Anordnung so eifrig für den Anbau der Kartoffel wirkten.

In Bayern verstand man es seit 1725, die Kartoffel-
saat durch Stecklinge zu vermehren. Nach der „Chur-
pfalzischen Chronik“ von 1783 „war es schon so weit
gekommen, daß solche nicht nur auf unterschiedliche Art
für die Menschen zur Speise gekocht, Nudeln in Röhren
gebraten und ‚Gnödeln‘ angerichtet, welche dem ge-
meinen und arbeitsamen Mann eine so hinlängliche Nah-
rung geben, sondern auch eine Stärke zum Waschen,
und hieraus auch ein Haarpuder gemacht werde. Man
kann sie auch wie den Zelleri zu einem Salat genießen“.

Wie man sieht, verstand man es damals recht gut,
die Kartoffel auszunutzen. Noch viel mehr will der
Verfasser einer 1855 erschienenen Preisschrift über die
Kartoffel aus dieser Frucht machen. Er empfahl ein-
gemachte Kartoffelbeeren, Kartoffelbrot, Kartoffel-
gelee, Kartoffelgrieß, Kartoffelkäse, Kartoffelnudeln,
Kartoffelseife und — Kartoffelkaffee.

Langsam bürgerte sich die Kartoffel in Frankreich
ein; sie wird in diesem Lande, in dem das Weißbrot als
Zuspeise beliebt ist, auch heute noch nicht so bevorzugt
wie in Deutschland, das sich solchen Weizenreichtums
nicht rühmen kann. Als die Kartoffel 1616 nach Paris

gelangte, erhielt sie als Seltenheit einen Ehrenplatz auf der Hofstatel. Ludwig XIV. trug aus Stolz darüber, daß er den Anbau förderte, eine Kartoffelblüte im Knopfloch; seine Gemahlin schmückte sich zum Balle damals mit einem Strauß solcher Blüten. Im Jahre 1836 empfing auch die Königin von Griechenland beim Einzug in ihre Hauptstadt die Blüte einer Kartoffel, die man damals in jenem Lande eben schätzen lernte. Als 1761 bei einer Hungersnot in Frankreich die Akademie einen hohen Preis für einen Brotersatz aussetzte, schlug der Apotheker Parmentier den Anbau der Kartoffel im großen vor, errichtete ein Versuchsfeld, zeigte die Ergiebigkeit und erhielt den Preis und den Titel „Erfinder des Brots der Armen“. Die mißtrauischen Bauern wollten jedoch die sonderbare Knolle nicht anpflanzen. Parmentier griff zu einer List. Er wußte, daß gerade das Verbotene reizt, und so ließ er unter Trommelwirbeln verkünden, daß seine kostbare Frucht unter gesetzlichem Schutz stünde, und daß jeder, der eine einzige Knolle stehle, schwer bestraft würde. Das half. Die Bauern stahlen wie die Raben und überzeugten sich nun bald von dem Nutzen der Kartoffel.



Mannigfaltiges

Ein Richter von eigenen Gnaden. — Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in der Nähe von Mailand ein seit langem verwitweter Schuhflicker, der sich in den Kopf gesetzt hatte, seinen einzigen Sohn über den eigenen Stand hinaus zu Ansehen zu bringen. Gabriele Tina war ein dauernd fränkender Mann, der sich jeden Bissen vom Munde abdarbte und alles für seinen Sproßling sparte, den er für hochbegabt hielt, obwohl der junge Mann nur geringe Geistesgaben besaß. Der arme Schuster verlor sich in krankhafte Schwärmereien und glaubte steif und fest, die Welt sei so schlecht und verderbt, daß sie nicht lange mehr bestehen könne, und er hoffte sehnlichst, sein Giovanni würde einst die verlorene Gerechtigkeit und Ordnung wieder herstellen. Er selber fühlte sich in jüngeren Jahren zum Erneuerer der sündigen Menschheit berufen, und nach seiner Überzeugung war ihm die große befreiende That nur darum versagt geblieben, weil er nichts gelernt hatte. Deshalb sollte nun Giovanni ein gelehrter Mann werden. Doch der Knabe lernte schwer, und allmählich überzeugte sich der Vater, daß der verhätschelte Giovanni nicht mehr als lesen und schreiben lernte. Und dann erlebte der vereinsamte Schwärmer die bitterste Stunde, als ihm die Lehrer seines Sohnes überzeugend erklärten, daß Giovanni eine Abschlußprüfung niemals bestehen könne. Da nahm der Enttäuschte ihn wieder zu sich und lehrte ihn sein Gewerbe. Seinen Lebensgedanken wollte der Alte aber doch nicht völlig preisgeben, und so entschloß er sich, den sechzehnjährigen Sohn bei einem Advokaten als Schreiber unterzubringen, was ihm auch gelang. Seine freien Stunden brachte nun der junge Tina mit Lesen und Abschreiben von Prozeßschriften und Kriminalakten, die er heimlich mit nach Hause nahm. Und allmählich geriet er in eine höchst absonderliche Geistesverfassung. Sobald im Ort ein Streit entstand, legte Giovanni einen Akt an und führte, ohne daß außer seinem Vater ein Mensch davon erfuhr, einen nach seiner Meinung regelrechten Prozeß. Beide horchten überall umher, damit nach ihrer Auffassung die Wahrheit herauskam, und nun führte Giovanni die Verhandlung im Stile der Formeln, die er durch Abschreiben

und Lesen der Prozeßakten seines Brotherrn kennengelernt. Wenn er oder sein Vater sich von irgend einem Menschen gekränkt fühlte, legte Giovanni sofort einen Akt an und betrieb in aller Heimlichkeit die Verhandlung bis zum Urtheilsspruch.

Gabriele Tina begünstigte dies wunderliche Treiben, denn er hoffte im geheimen noch immer, daß sein Lebenstraum in Erfüllung gehen könne, und betrachtete diese offenbar närrischen Schreibereien als ernsthaftere Vorbereitung für den künftigen Richterberuf seines Sohnes. Da geschah etwas, worüber der Alte doch stutzig wurde. Giovanni schien sich nicht mehr in der Rolle eines Richters zu gefallen, um dessen Urtheile sich niemand kümmerte. Seine richterliche Gewalt sollten verrückterweise die Haustiere empfinden. Wenn eine von ihm umhergejagte Henne ängstlich flatternd einen Topf herunterwarf und zerbrach oder eine Kaze Fleisch stahl oder Milch ausleckte, so griff er sofort nach Schreibzeug und Papier und begann einen Prozeß gegen die Missethäter zu führen. Dreimal forderte er den jeweilig Angeklagten auf, sich zu verteidigen, und weil die Verbrecher darauf nicht hörten, schrieb Giovanni seinen Richterspruch nieder und rief dann laut, daß ein Huhn oder eine Kaze, im Hause des Gabriele Tina wohnhaft, nach den Akten dieses oder jenes Verbrechens schuldig befunden sei und deshalb an den Pranger gestellt oder durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht werden müsse, so wie es ihm je nach der Lage der Dinge die Gerechtigkeit zu erfordern schien. Nachdem er auf diese Weise Protokollführer, Richter und Urtheilsverkünder gewesen war, machte er zunächst den Häfcher und dann den Henker. Am festgesetzten Tage der Urtheilsvollstreckung errichtete er in einem Winkel des Hofes einen Galgen, fing den Delinquenten ein, schleppte als Henker den armen Sünder heraus, vollzog die im Urtheil vorgeschriebenen Peinigungen und schritt dann zur Hinrichtung. So kam es eines Tages, daß der alte Tina eine vorher geräderte Kaze und seinen einzigen Hahn an einem dreibeinigen Galgen erhängt fand. Und zu seinem Schrecken stellte sich heraus, daß für den kommenden Morgen die Hinrichtung eines Huhnes bevorstand,

das von Giovanni zum Tode verdammt worden war. Nun erkannte er entsetzt die Früchte seiner wunderlichen Erziehung.

Um diese Zeit beklagte sich der Mailänder Advokat, der Giovanni als Schreiber beschäftigte, bei dem alten Schuster; es stellte sich heraus, daß der leidenschaftlich mit den eigenen phantastischen Gerichtshändeln beschäftigte junge Mensch ihm aufgetragene Arbeiten vernachlässigte und sogar eigenmächtige und sinnlose Änderungen in Schriftsätzen anbrachte, wodurch heillose Verwirrungen entstanden. Da Giovanni seinem Herrn auf dessen Klagen auch noch mit verrückten Reden antwortete und ihm androhte, er wolle ihm einen bösen Prozeß anhängen, so jagte er ihn davon.

Der Vater beschäftigte nun den Sohn, den er für närrisch ansah, streng in seinem Gewerbe. Immer mußte er unter Aufsicht arbeiten, damit es ihm einst möglich sei, sein Auskommen als Schuster zu finden. So hart hielt er den jungen Menschen an, daß Giovanni nicht einmal einer Maus einen Prozeß machen und noch weniger eine Hinrichtung vornehmen konnte. Der Alte hatte zwar die erwürgte Katze, aber nicht den erhängten Hahn vergessen.

Der verhinderte Richter fügte sich jedoch nur äußerlich; im geheimen gab er seine Leidenschaft, den Richter zu spielen, nicht auf. Tag und Nacht sann er darüber nach, seine krankhafte Neigung zu befriedigen. Solange der kränkliche Lina lebte, war es ihm unmöglich, aber als der Alte starb, brach in dem nun Fünfundzwanzigjährigen der so lange gehemmte Trieb schrecklich hervor. Aber sein Sinn war nicht mehr auf Prozesse gegen Tiere gerichtet; er fing an, seine Achtsamkeit Verbrechen zuzuwenden, die in Mailand und dessen nächster Umgegend begangen wurden. Wenn sich irgendwo ein tragischer Vorfall ereignete, so lief Giovanni überall umher, erkundigte sich nach allen Umständen und begann dann im stillen einen Prozeß zu führen. Wenn er alles richtig erfaßt zu haben glaubte, trug er alles in seine Akten ein, bis er diese für vollständig und den Fall für spruchreif hielt. War dies nun ordnungsgemäß erledigt, so schrieb er das Urteil nieder, verschloß die Akten und wartete, was das wirkliche Gericht beschließen würde.

Wenn er nun erfuhr, daß die weltlichen Richter einen Menschen zum Tode verurteilten, den er freigesprochen hatte, dann sagte er zu sich selber: „Mein Vater hat recht gehabt, es gibt keine wahren, unbestechlichen Richter mehr im Lande; die Ungerechtigkeit sitzt auf dem Throne und spricht falsche Urteile.“ Ingrimmt wütete er in seiner Schusterwerkstatt über seine Ohnmacht und klagte die Welt an, weil ihm als armem Teufel nicht möglich wäre, die Unschuld zu retten. Wenn es aber vorkam, daß jemand vom Gericht freigesprochen wurde, den er zum Tode verdammt hatte, dann empörte er sich abermals und sagte: „Gott sei Dank, daß ich noch imstande bin, dem Unfug der Richter entgegenzutreten und Recht und Wahrheit zu Ehren zu bringen.“

In solchen Fällen lauerte Giovanni Tina dem nach seinen Prozeßergebnissen ungerechterweise Freigesprochenen heimlich auf, stach ihn nieder und schlich zufrieden in seine Hütte zurück. Er zog seine Prozeßakten aus der Lade und schrieb unter seinen Richterspruch mit Angabe des Tages und der Stunde: „Vollzogen im Sinne des Gesetzes.“ Dann verschloß er seine Papiere mit der Überzeugung, daß er die Ungerechtigkeit des Gerichtes vereitelt habe.

Fand man nun einen so Ermordeten, so stand man vor Rätseln, denn Giovanni, der nie ein verdächtiges Wort äußerte, den man für einen harmlosen Schwachsinnigen hielt, saß ruhig in seiner Stube und flickte Schuhe und Stiefeln. Die Angehörigen des Ermordeten glaubten gewöhnlich, die Verwandten des zuerst Getöteten hätten sich heimlich zu rächen gesucht. So kam es zu weiteren Verbrechen, und Giovanni mußte neue Akten anlegen und unter Umständen den Sprüchen des Gerichtes entgegen abermals ein Todesurteil vollziehen. So vergingen Jahre, und es entstand eine immer heillosere Verwirrung, da die Justiz den Mörder nicht entdeckte.

Als Giovanni einst bei Nacht einem der von ihm Verurteilten ein Messer in die Brust stieß, wurde er ergriffen, gefesselt und in das Gefängnis gebracht. Dort führte er so auffallende Reden, daß man bald einsah, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben. Er verlangte, vor den Statthalter von Mailand geführt zu werden,

bei dem er sich verteidigen und rechtfertigen wolle, denn er sei kein Mörder. Er habe nie einen Unschuldigen anders als auf rechtliche Weise zum Tode verurteilt und gerichtet, was die weltlichen Richter, die Gott deshalb auf ewig verdammen werde, leider selten getan hätten.

Vor dem Statthalter benahm sich Giovanni hochfahrend und behauptete, Gott habe ihn zum Richter bestellt, um der bedrängten Unschuld ein Retter und den wahren Verbrechern ein unerbittlicher Feind zu sein. Zuletzt erklärte Giovanni: „Nie habe ich nach Willkür Urteil gesprochen; ich habe jede gesetzliche Anordnung befolgt und die Prozesse streng geführt. Schicken Sie in mein Haus und lassen Sie die dort in einem Kasten verwahrten Akten holen und untersuchen. Sie werden finden, daß in meinen Akten alle gesetzlichen Forderungen streng beobachtet und erfüllt sind. Mehr als zwanzig Missetätern habe ich den Prozeß gemacht und sie laut gerechtem Spruch selbst in die andere Welt geschickt. Ebensoviele Unschuldige habe ich freigesprochen, was die Richter in Mailand nicht getan haben, wofür Gott ihnen verzeihen möge.“

Nun war es klar geworden, daß ein Irrsinniger gräßliche Verbrechen begangen hatte. Als man die Akten durchsah, die Giovanni Lina geschrieben hatte, erschauerten die Richter über diesen ungeheuerlichen Wahnsinn, dem im Laufe der Jahre fünf und zwanzig Menschen zum Opfer gefallen waren. Kein Zweifel bestand über die geistige Verwirrung des armen Flickschusters, und anstatt ihn zum Tode zu verurteilen, steckte man ihn auf Lebenszeit in ein Irrenhaus.

In der Kriminalistik keines Volkes findet dieser entsetzliche Massenmörder, der sich in seinem Wahnsinn als Werkzeug der höheren Gerechtigkeit fühlte, ein Beispiel. Erich Panzer.

Wer ißt die meiste Butter? — Unter allen Fettstoffen, die auf unseren Tisch kommen, schätzen wir die Butter am höchsten. Umso merkwürdiger ist die Tatsache, daß fast ein Drittel der Menschheit den Genuß der Butter nicht kennt. Chinesen und Japaner verzehren weder Milch noch Butter. Die Europäer, die sich in Japan niedergelassen hatten, waren lange Zeit ge-

nötigt, ihren Bedarf an Milch durch die Einfuhr von Büchsenmilch zu decken, und erst in neuerer Zeit sind in japanischen Großstädten kleinere Molkereien errichtet worden. An Stelle der Butter verwendet der Ostasiate pflanzliche Fette; in der chinesischen Küche wird Rizinusöl bevorzugt.

Deutschlands Jahreserzeugung an Butter betrug in den letzten Friedensjahren rund 360 Millionen Kilo und die Einfuhr 54 bis 55 Millionen Kilo, so daß der gesamte Jahresverbrauch an Butter auf etwa 415 Millionen Kilo stieg. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, gibt das einen Jahresbedarf von etwa 6,3 Kilo und die Tagesmenge von 17 Gramm. Höher als in Deutschland war der Butterverbrauch vor dem Kriege in England. Er wurde für den Kopf der Bevölkerung auf rund 8 Kilo jährlich oder 22 Gramm täglich geschätzt. Während das Deutsche Reich seinen Verbrauch größtenteils aus dem Inland decken konnte, war England genötigt, die Hälfte seines Bedarfs vom Ausland zu beziehen, vor allem aus Dänemark, Australien und Sibirien.

Wiel geringer ist der Butterverbrauch in Frankreich, wo er nach den Berechnungen Ballods je Kopf nur $3\frac{1}{2}$ Kilo jährlich bei 10 Gramm für den Tag beträgt. Noch bescheidener war er in Österreich-Ungarn, wo sich die Kopfration auf 2,35 Kilo jährlich und täglich auf 6,4 Gramm belief. Für Rußland ergab sich die noch geringere Menge von 1,5 Kilo jährlich bei 4 Gramm Tagesverbrauch. Wenig Butter wird in Italien und in Griechenland verzehrt, hier wird zur Deckung des Fettbedarfs in erster Linie Olivenöl verwendet.

In den Vereinigten Staaten ist zwar die gesamte Buttererzeugung nicht unerheblich gestiegen, der Kopfverbrauch dagegen etwas zurückgegangen. Während 1899 bei einer Gesamterzeugung von $1491\frac{3}{4}$ Millionen englischer Pfund Butter auf jeden Einwohner eine Jahresmenge von 8,9 Kilo oder eine Tagesmenge von 24,4 Gramm entfiel, mußten sich 1909 bei einer Buttererzeugung von 1619,4 Millionen englischer Pfund die Bewohner der Union mit einer Jahresration von 8 Kilo und einer Tagesmenge von 22 Gramm begnügen. Der Butterver-

brauch des Amerikaners entsprach demnach dem des Engländer.

Die größten Buttermengen unter allen Völkern der Erde werden in Australien verbraucht. Dort rechnete man vor dem Kriege für den Kopf der Bevölkerung 11,1 Kilo jährlich oder 30,4 Gramm täglich. Der hohe Verbrauch an Butter in Australien wird durch den Reichtum dieses Erdteils an Rindern ermöglicht. Während im Weltdurchschnitt auf je hundert Menschen nur 29,5 Rinder entfallen, in Europa 31,1, in Amerika 97,5, kommen in Australien auf je hundert Bewohner nicht weniger als 200 Rinder.

Dr. S. v. Jezewski.

Billiger Kauf. — In der alten Zeit mit ihrem eigentümlichen Geschäftsverkehr geschah manches, das heute nicht in gleicher Weise möglich wäre. Bei einem Wachsverkäufer erschien ein wohlgekleideter Mann und erwarb gegen bare Zahlung für tausend Gulden Wachs. Er brachte einige Lastträger mit, die seine Ware gleich fortschafften, während er zwei schwere Geldsäcke auf den Ladentisch stellte, um Zahlung zu leisten. Sofort fing er an, aus dem einen Sack Geld zu nehmen, und zählte nacheinander, je fünf zu fünf, hundert Gulden hin. Da erschienen, vom Klang des Silbers angelockt, einige Bettler und baten um ein Almosen. Ärgerlich, bei seiner Arbeit unterbrochen zu werden, kehrte der Kaufmann sich um und schrie: „Schert euch zum Teufel, ihr Faulenzer.“ Die Bettler kamen indes gleich darauf wieder und begannen aufs neue zu jammern. Nochmal jagte der Kaufmann die Kerle hinaus und auch der Wachsverkäufer rief ihnen zu, sie sollten sich nicht mehr hereinwagen. Da schrie einer der Bettler: „Ihr seid beide Halunken, die man an den Galgen hängen sollte.“ Wütend packte da der Kaufmann seinen Stock und rannte dem Schreier nach, den er ein paarmal derb auf den Rücken schlug. Nun mischten sich auch die anderen Kerle ein, schrien, fluchten und schimpften und der wütend gewordene Kaufmann verfolgte sie immer weiter. Dabei entfernte er sich noch mehr, und schließlich konnte der Wachszieher weder ihn noch die Bettler mehr sehen. Er wartete eine Stunde, aber der Fremde kam nicht zurück; da dachte er, die Kerle

würden ihn zuletzt doch noch gemeinsam verprügelt haben. Endlich untersuchte er die Geldsäcke und fand nichts darin als Bleistücke. Der Gauner, der mit dem Gesindel unter einer Decke steckte, hatte den Wachs Händler um den zehnten Teil seiner Ware gepresst und war damit längst auf einem Schiff entkommen.

D. Duri.

Woher stammt der Name „Schlüsselbein“? — Jeder kennt wohl seine beiden Schlüsselbeinknochen, die rechts und links vom Halse nach der Achsel laufen, und oft genug wird das Wort „Schlüsselbein“ gebraucht, ohne daß man sich dabei Gedanken über die Herkunft dieser Bezeichnung macht. Beim flüchtigen Nachdenken muß es auffallen, was denn eigentlich dieser schwach gekrümmte Knochen mit einem „Schlüssel“ zu tun haben soll, dem er doch nicht im geringsten ähnlich sieht. Mit Schlüsselformen, wie sie bei uns jetzt gebräuchlich sind, kann das Schlüsselbein wirklich nicht verglichen werden; aber die Bezeichnung dieses Körperteiles ist uralt, und wir haben sie von den Alten übernommen, also muß dieser Knochen wohl mit damalig verwendeten Schlüsseln Ähnlichkeit gehabt haben, wenn man ihn danach nannte. Und so ist es auch. Die Schlösser und daher auch die Schlüssel des klassischen Altertums waren ganz anders geartet als die der Gegenwart. Lange war man über die Beschaffenheit, Öffnung und Verschluss eines antiken Schlosses im unklaren. Was uns Homer in der Odyssee (Od. 1, 441) mit den Worten sagt: „Sie zog an dem silbernen Handgriff — leise die Thür zu und schloß mit dem Riemen den Riegel“ und später (21, 42) „eilends löste den Riemen sie ab von dem Ringe der Pforte, — steckte den Schlüssel hinein und schob von der Thür die Riegel — mit ziel-sicherem Stoß. Da erkrachte die Thür; wie ein Zuchstier — brüllt auf blumiger Au, so krachten die glänzenden Flügel — als sie der Schlüssel getroffen und sperren sich schnell auseinander.“ — Diese Schilderung hätte uns kein Bild von der Art eines damaligen Schlosses gegeben, wenn nicht die Form der antiken Schlüssel bekannt wäre. Auf attischen Vasen und Grabsteinen, die auf unsere Zeit gekommen sind, finden wir solche abgebildet. Betrachtet man ihre absonderliche Form, so wird es

begreiflich, weshalb man jenen Schulterknochen mit ihnen in Verbindung gebracht hat. Die antiken Schlüssel ähneln in ihrer leicht gekrümmten Form auffallend einem Schlüsselbeinknochen, so daß die Bezeichnung verständlich wird.

Bis vor einigen Jahren war man allein auf die plastische



Antike Schlüssel.

Darstellung solcher Schlüssel, wie sie beispielsweise auf Grabdenkmälern vorkommen, angedeutet, da bei keiner Ausgrabung ein Schlüssel gefunden wurde. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß diese Schlüssel nicht in den Tempeln, sondern in den Wohnungen der Priester aufbewahrt wurden, die seltener erhalten blieben. Am Ende des vorigen Jahrhunderts fand man den Schlüssel eines der berühmtesten Tempel Griechenlands, des Artemistempels zu Lufoi in Arkadien; er wurde 1901 an das Museum der schönen Künste in Boston verkauft. Aus einer Inschrift, die sich auf diesem seltenen Stück befindet, geht unzweifelhaft seine Zugehörigkeit zu dem Artemistempel hervor, und an der

Echtheit bestehen keine Zweifel. Die Form auch dieses einzigen Exemplars ähnelt der des menschlichen Schlüsselbeins.

Wie waren nun die antiken Türschlösser beschaffen, zu denen ein so eigenartig geformter Schlüssel paßte? Man hat aus seiner Form auf verschiedene Weise die Beschaffenheit eines antiken Schlosses festzustellen versucht. Die größte Wahrscheinlichkeit bietet eine Erklärung, die Professor Hermann Diels gibt, und

die mit den homerischen Versen gut in Einklang zu bringen ist. Nach seinen Feststellungen bestand das antike Schloß aus einem inwendigen Riegel, der auf seiner oberen Fläche einen Höcker trug. Darüber befand sich ein Loch, durch das der gewundene Schlüssel so gesteckt werden konnte, daß sein Ende sich vor den Riegelhöcker legte, während das Griffende außerhalb der Thür in der Hand des Schließenden blieb, der nun von oben her mit dem Schlüssel den Riegel zurückstieß. Diese Darstellung wird durch ein altes Vasenbild, welches ein Mädchen mit dem Schlüssel die Schatzkammer öffnend zeigt, bestätigt. Unterhalb des Riegels befand sich gleichfalls ein Loch, durch das nach außen ein am Riegel derart befestigter Riemen hing, daß durch das Anziehen des letzteren von außen her der Riegel vorgezogen wurde und die Thür verschloß.

Unser heutiges Drehschloß, zu dem ein Schlüssel mit einem Bart gehört, war schon den alten Römern bekannt, wie zahlreiche aus dieser Zeit gefundene Stücke, darunter Prunkschlüssel aus Pompeji, beweisen. Ob die Griechen des klassischen Alterthums dieses Schloß indes bereits kannten, ist nicht zweifelhaft erwiesen, doch neigt man der Ansicht zu, daß ihnen dieser Verschuß nicht fremd gewesen sei. J. Son.

Begrenzte Lebensfähigkeit der aus Ablegern gezogenen Pflanzen. — Es ist bekannt, daß man durch Einsetzen von Pflanzenteilen — durch Stecklinge oder Absenker — die ganze Pflanze zu erzielen vermag; aus einem in den Boden gesteckten Blatt der Begonie wird das ganze Gewächs. Dieses Ergänzungsvermögen eines Theiles zu einem Ganzen kommt nur bei niederen Tieren, aber im höchsten Grade ausgebreitet im ganzen Pflanzenreich vor. In der Natur aber findet Fortpflanzung durch Stecklinge jedoch bei höheren Pflanzen nur a u s n a h m e s w e i s e statt. Der Gärtner benützt dieses Ergänzungsvermögen zu seinen schönsten Leistungen. Den Vorgang, auf solche Weise Gewächse zu erzielen, nennt man ungeschlechtliche Fortpflanzung, im Gegensatz zu den aus Samen gezogenen Pflanzen.

Wie steht es nun mit der Lebensdauer von Gewächsen, die

ungeschlechtlich fortgepflanzt werden, und kann eine Art dauernd dadurch erhalten bleiben? Der Biologe Wilhelm Fließ stellte als ein Grundgesetz des Lebens auf, daß in jedem Individuum männliche und weibliche Substanz enthalten ist; beim wahren Zeugungsakt handelt es sich stets um das Zusammenwirken von Männlichem und Weiblichem. Auf diese Weise entstehen durch und aus einzelnen Individuen neue Geschlechter, und so wird das Leben ständig erhalten. Nach Fließ ist jedoch ungeschlechtliche Fortpflanzung dazu nicht imstande. Er zweifelte — im entschiedensten Gegensatz zu andern Forschern — daran, ob durch ungeschlechtliche Fortpflanzung überhaupt neue Generationen hervorgebracht werden können, und ob nicht vielmehr alle Ableger mit der aus einem befruchteten Keim hervorgegangenen Mutterpflanze ein und dasselbe Individuum bilden, gleichviel in welcher Ausbreitung die einzelnen Gewächse vorkommen. Weiterhin behauptet er, daß den durch ungeschlechtliche Vermehrung — aus Ablegern — entstandenen Pflanzen kein längeres Dasein gegeben ist, als sie jeweils für die Lebensdauer der Art bestecht.

Bevor diese Anschauungen durch Fließ ausgesprochen wurden, hat man verschiedene Beobachtungen an Pflanzen gemacht. Bei den zur Familie der Gräser gehörenden Bambusarten pflegen nach der Blüte und Fruchtbildung Halme, die getragen haben, abzusterben. Nun geschah es im Jahre 1867, daß alle Exemplare einer aus Japan stammenden Bambuspflanze, *Arundinaria japonica* Sieb. et Zucc., zu blühen begannen. Und zwar geschah dies in Paris, in Sceaux, in Marseille und anderen europäischen Orten; aber auch jenseits des Mittelmeeres, im botanischen Garten zu Hamma bei Algier, trat zur selben Zeit ein, daß die ältesten und jüngsten Triebe blühten; sogar die eben aus der Erde hervorgekommenen Knospen entfalteten sofort blühende Triebe. Nachdem die Früchte entwickelt waren, starben die Pflanzen ab. Diese Bambusart war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Siebold aus Japan eingeführt worden, und zwar nur in einem Stück, von dem alle übrigen an den eben

genannten Orten abstammten. Sie waren durch Teilung einer Mutterpflanze kultiviert worden.

Daselbe geschah mit anderen Bambusgewächsen: *Arundinaria falcata* aus dem Himalaya, die ungefähr dreißig Jahre nach ihrer Einführung in südlicheren Gegenden, Algier, Nantes, Angers und im nördlich gelegenen Paris 1876 blühten, Frucht trugen und dann überall zu gleicher Zeit so völlig abstarben, daß sie aus Samen neu gezogen werden mußten.

In all diesen von einer Mutterpflanze abstammenden Gewächsen ging das Leben gleichzeitig zu Ende. Dazu bemerkte der Botaniker C. Schröter in einer 1885 erschienenen Abhandlung: „Wenn auch in diesen Fällen kultivierter Pflanzen zum mindesten die ganzen Pflanzen, v o m S a m e n a n gerechnet, alle gleich alt waren — weil von derselben Mutterpflanze durch Teilung des Rasens abstammend —, so bleibt immerhin das unterschiedlose Blühen a l t e r u n d j u n g e r Halme ein bemerkenswertes Faktum; die individuelle Entwicklung der einzelnen Sprosse, die man gerne als Einzelpflanze, als ‚Individuen‘ zu bezeichnen pflegt, ist hier in den verschiedensten Stadien plötzlich gleichzeitig abgeschlossen durch einen Vorgang — den des Blühens und Fruchtbringens —, der sonst an das Ende des Einzellebens der Pflanze gehört: Sie werden gleichsam brutal daran erinnert, daß sie doch nur T e i l e e i n e r h ö h e r e n E i n h e i t sind.“

Hier findet sich also die Auffassung einer beschränkten Lebensdauer von Pflanzen ausgesprochen, die von derselben Mutterpflanze durch Teilung kultiviert worden waren. Schröter vergaß nicht, zu erwähnen, daß aus den von ihm angeführten Berichten nicht mit Sicherheit hervorginge, ob nach dem Blühen und Früchten auch die Wurzelgebilde zugrunde gingen oder diese lebend blieben und später neue Triebe erzeugten. Für einige Fälle jedoch sei es sicher, daß dies der Fall gewesen ist.

Wilhelm Fließ führte 1906 an: „Naturfreunde haben seit Jahren bemerkt, daß unser Alleebaum, die aus dem Orient stammende Pappel, kränkelt und von der Spitze her verdorrt. Und das geschieht gleichmäßig in ganz Deutsch-

Land, unabhängig von dem verschiedenen Boden, auf dem sie gepflanzt ist, und unabhängig von Insektenfraß. Für diese Erscheinung des allgemeinen Niedergangs der Pappeln hat Dehnenius die Tatsache verantwortlich gemacht, daß alle unsere Pappeln nur männlichen Geschlechts und aus Stecklingen gezogen sind, und mittelbar oder unmittelbar von einem Mutterbaum abstammen, der vor etwa hundert Jahren aus dem Orient eingeführt und in den Park von Würzburg verpflanzt wurde. Da die Pappel im Verhältnis zu anderen Bäumen eine nur geringe Lebensdauer besitzt — Eichen werden über tausend, Mammutbäume über fünftausend Jahre alt —, so führt Dehnenius diese Erscheinung auf das natürliche Altern und Absterben zurück. Die Stammpflanze ist greisenhaft geworden und alle ihre Schößlinge werden es zu gleicher Zeit. Denn sie sind nicht ihre Kinder, sie verdanken nicht einem Befruchtungsakte das Leben, sondern sie sind ganz unmittelbar Leib von ihrem Leib, und nur gewachsen, nicht geboren.“

Diesen Gedanken verfolgte Witt später in einem Aufsatz, in dem er auf ein zweites Beispiel aufmerksam macht, das in demselben Sinne spricht. Die La-France-Rose stirbt massenhaft ab und überall gehen die Stöcke ein. Auch die sorgfältigste Pflege vermag sie nicht zu retten. Ihre Stunde ist gekommen und sie wird weggestrichen aus der Liste des Lebendigen. Und warum? — Weil sie nur einmal aus Samen gezogen und seitdem nur durch Pfropfreiser auf Wildlingen veredelt worden ist. Alle La-France-Rosen in der ganzen Welt bilden nur einen einzigen großen Rosenbusch. Und dieser ist in dem einen Sämling geboren worden, aus dessen Zweiglein alle übrigen erwachsen sind. Greist der Sämling, so greisen auch seine Zweige, und stirbt er, so sterben sie mit ihm.

Auch die Malvasierrebe, die dem zehnfrohen Falstaff ihr edles Raß lieferte, ist längst nicht mehr. Sie ist mit den vielen ihrer berühmten Schwestern eingegangen. Nur ist gerade beim Wein, der sehr hohe Jahre erreicht und manche Menschengeschlechter kommen und gehen sieht, die Beobachtung des Alterns für uns sehr erschwert. Aber man wird auch hier die

Erscheinungen finden und deuten lernen, wenn man sie erst planmäßig, wie Witt empfiehlt, mit Geburts- und Sterberegistern in den botanischen Gärten gleichsam standesamtlich verfolgt.

Von einer anderen Kulturpflanze, der Kartoffel, mehren sich die Nachrichten über Lebensmüdigkeit. Die Kartoffel wird durch Knollen, also auch durch Ableger, ungeschlechtlich vermehrt. Aber dieses Verfahren geht nicht ins Ungemessene. Die Ertragsfähigkeit sinkt ab, und die Kartoffel erliegt schließlich. Deshalb haben sich die Züchter veranlaßt gesehen, neue Sorten durch Samenkreuzung zu erzeugen. Es gibt zahlreiche, so gezeugte Kartoffelarten, und auf der internationalen Kartoffelausstellung zu Altenburg 1875 waren — nach Schiller-Ließ — 2644 gezüchtete Kartoffelsorten vertreten. Aber auch diese haben kein ewiges Leben, und so erscheinen immer neue Sorten. Nach den Worten des Kartoffelzüchters P. Voehse geht „jede Kartoffelsorte, da ihre Vermehrung nicht durch Samen, sondern nur auf ungeschlechtlichem Wege — durch Auslegen von Knollen — erfolgt, nach einer Reihe von Jahren im Ertrag und Stärkegehalt zurück; bei einigen Sorten tritt dies Zurückgehen früher, bei anderen später ein, jedenfalls aber ist es notwendig, daß immer wieder neue Sorten gezüchtet werden. . . . Denn nur durch fortdauernd wiederholtes Heranziehen neuer, aus Samen gezogener jugendfrischer Züchtungen an Stelle der ablebenden älteren können reichliche Ernten gesichert werden.“ Englische Züchter geben die volle Ertragsfähigkeit, also gleichsam das Mannesalter der Kartoffel, auf vierzehn bis dreißig Jahre an: eine geringe Zeit, in deren Verhältnis sich auch die Lebensdauer bemessen wird.

Wie stellte sich nun die Wissenschaft zu diesen Behauptungen? Über das Greisen und Absterben der Börliger Pappel und das Absterben ihrer Ableger konnte Sicheres nicht mehr ermittelt werden. So dürfte es sich auch mit einem ähnlichen Falle verhalten, der mir aus meinen Jugendjahren aus der Vaterstadt erinnerlich ist. Zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts starben in Nürnberg mehrere Magnolienbäume miteinander ab. Zur selben Zeit geschah das gleiche mit einem

Magnolienbaum, der im benachbarten Ansbach'schen Schloßgarten stand. Damals hörte ich sagen, dieser Baum sei die Mutterpflanze gewesen, von dem die in Nürnberg an verschiedenen Orten stehenden Magnolien aus Ablegern gezogen worden waren. Bekannt ist mir nur noch der einstige Standort von drei gleichzeitig in Nürnberg abgestorbenen Bäumen. Sie befanden sich im sogenannten „Hahnschen Garten“ in der Johannisstraße, im Hofe des Katharinenklosters und im Molitor'schen Garten vor dem Laufertor.

Die stärksten Einwände begegneten dem Fließ'schen Gedanken von seiten der Chirurgen, die dagegen ins Treffen führten, daß es möglich geworden sei, von Leichen stammende Gewebeteile und Knochen auf Menschen zu übertragen. Man warf dagegen ein, daß bei der Befruchtung eines Eies ja doch gleichfalls nur vom Selbständigwerden des Teiles eines Organismus die Rede sein könne. Im Gegensatz zur geschlechtlichen Fortpflanzung, wo es sich um Entstehung eines neuen Lebewesens aus der Vereinigung der weiblichen Ei- mit der männlichen Samenzelle handelt, kann die pflanzliche Vermehrung durch Abtrennung eines Teiles der Elternpflanze vor sich gehen. Man suchte gegen Fließ einzuwenden, daß bei kurzlebigen, ein- bis zweijährigen Gewächsen, die durch Stecklinge zu vermehren sind, wenn man für gute Überwinterung Sorge trägt, die Vermehrung durch Jahre hindurch auf dieselbe Weise erzielen läßt, wenn die Lebensdauer der Mutterpflanze längst abgelaufen ist. Man führte auch an, daß die Lebensdauer der nie aus Samen gezogenen La-France-Rose als Sorte ein Alter erreicht habe, das über die wohl längst abgelaufene Lebensdauer der Mutterpflanze hinausginge. Wenn nun auch von Botanikern behauptet wird, gewisse Entartungszeichen der auf ungeschlechtlichem Wege kultivierten Pflanzen hingen nicht mit der Lebensdauer der Mutterpflanze zusammen, so wird doch folgendes zugegeben. W. Schupp sagt: „Alle Pflanzen, die dauernd auf ungeschlechtlichem Wege vermehrt werden, zeigen nach kürzerer oder längerer Zeit Erscheinungen krankhafter Art, die man als Entartung, Degeneration oder auch als Altersschwäche bezeichnet hat. Vor

allem sehen wir das bei den hochgezüchteten Sorten unserer Kulturpflanzen, die sich ja meist nur durch vegetative Vermehrung erhalten lassen.“ Diese hochbedeutsamen Fragen, die nicht nur naturwissenschaftlich, sondern auch vom Standpunkt der Volkswirtschaft von großer Bedeutung sind, können noch immer nicht als endgültig abgeschlossen gelten, und für die Beobachtung ist noch ein weites Feld offen. E. Har.

Ein gefährlicher Handel. — In England gab es eine Zeit, da es den Ärzten sehr schwer fiel, Leichen zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu erhalten. Da die Gesetze sehr strenge gehandhabt wurden, entwickelte sich ein regelrecht betriebener Schleichhandel mit Leichnamen. Kein Grab war mehr sicher vor den Leichenräubern, die man im Volksmund „Auferstehungsmänner“ nannte. Der Preis, den diese Leute für eine Leiche forderten, war so hoch, daß vielen Ärzten die Mittel fehlten, ihren Wissensdrang befriedigen zu können. Es kam vor, daß man Menschen ermordete, deren Leichen heimlich den Anatomen ins Haus geschleppt wurden. Einer der Auferstehungsmänner hatte einst einem durch seine Untersuchungen später berühmt gewordenen Anatomen einen weiblichen Leichnam zu einer genau bestimmten Nachtstunde zu bringen versprochen. Die Zeit verstrich dem ungeduldig harrenden Arzt in wachsender Ungeduld; der Mann kam nicht. Schon wollte er zu Bett gehen, da klopfte eine Frau an die Türe und brachte ihm statt der erwarteten weiblichen Leiche den fast noch lebenswarmen Leichnam eines Mannes. „Wer seid Ihr?“ fragte der Anatom. „Die Frau des Mannes, der die versprochene Leiche bringen sollte.“ — „Ihr bringt mir ja eine männliche Leiche, damit ist mir nicht gedient.“ Die Frau erwiderte: „Das hat seine Gründe. Mein Mann wollte die versprochene Leiche bringen, und ich war mit ihm gegangen, sie tragen zu helfen. Da ertappten ihn auf dem Friedhof die Wächter und erschossen ihn. Ich bringe Ihnen nun meinen Mann dafür. Ich bitte Sie, bringen Sie eine arme Witwe nicht um ihren Verdienst.“ J. Kres.

Der geprellte Sklavenhändler. — Im vorigen Jahrhundert, als die Sklaverei noch nicht überall aufgehoben war, kamen

zwei Brüder nach Jamaika. Die beiden Auswanderer hielten sich eine Zeitlang im Lande auf und erkannten, daß sie mit den geringen Mitteln, die sie besaßen, nicht imstande waren, ein kleines Schmiedegeschäft einzurichten. Der Glückstraum war bald ausgeträumt, und sie sahen ein, daß ihnen ein kümmerliches Leben bevorstand. Da geriet der Ältere auf einen abenteuerlichen Gedanken. Er rasierte dem Jüngeren den Bart, färbte ihm das Gesicht, den Oberkörper und die Hände schwarz und brachte den zum Neger Verwandelten zu einem Sklavenverkäufer. Der glaubte einen guten Handel zu machen, als er den jungen, wohlgebauten und kräftigen Schwarzen für achtzig Pfund Sterling bekam. Aber die Freude sollte nicht lange währen, denn in der nächsten Nacht wusch sich der vermeintliche Neger, entlief und kehrte zu seinem Bruder zurück, der nun das Innere des Landes mit ihm aufsuchte. Alle Nachforschungen des betrogenen Menschenhändlers blieben erfolglos. Mit dem leicht erworbenen Geld begannen die Brüder ihr Handwerk, und vom Glück begünstigt, kamen sie rasch zu ansehnlichem Vermögen. Zu seinem größten Erstaunen erhielt der Seelenverkäufer eines Tages sein Geld samt Zinsen zurück und zugleich wurde er aufgeklärt, daß der Neger, den er einst gekauft hatte, nicht waschecht gewesen sei. E. Kun.

Er muß es wissen. — Doktor Franz Schindler war einer der tüchtigsten Wiener Ärzte aus dem vorigen Jahrhundert und bei allen Leuten besonders beliebt wegen seines nie versagenden Humors. Kurz vor Ostern, Weihnachten und Neujahr schickte er seinen Bekannten Rezepte, die man im Notfall in die Apotheke schicken sollte, wenn es sich um verdorbene Mägen und gestörte Verdauung handelte. Wie er sagte, wollte er sich auf diese Weise unnötige Laufereien ersparen; seine wirkliche Absicht war indes, die Leute auf spaßhafte Weise davor zu warnen, sich beim Essen zu übernehmen, wie es an Festtagen nach altem Herkommen überall üblich ist. Schindler stand auch unter den übrigen Ärzten Wiens in hohem Ansehen. So kam es, als er selber einmal sehr krank wurde, daß an einem Vormittage zur gleichen Zeit acht beratende Ärzte sich vor seinem

Bett versammelten. Kaum war der letzte der Kollegen eingetreten, da richtete Schindler sich auf und sagte: „Um Himmels willen, das scheint ja ein richtiges Treibjagen werden zu sollen. Sie wissen doch, meine lieben Freunde: Viele Hunde sind des Hasen Tod. Nein, nein, ich muß schon bitten, daß Sie mich allein lassen, ich möchte doch noch ein wenig leben.“ L. Lhen.

Lieber nicht. — Vor Gericht stand ein alter Bauer, der offenbar unwahre Aussagen mit größter Hartnäckigkeit immer von neuem wiederholte. Vergeblich bemühte sich der Richter, den wahren Sachverhalt darzustellen und die Widersprüche aufzudecken, in die der Alte sich allmählich trotz aller Schlaueit und Verschlagenheit verwickelt hatte. Seine ganze Klugheit war an der Widerborstigkeit des Bauern zuschanden geworden. In der vollen Gewißheit, daß der vor der Vereidigung stehende Mann wegen einer geringen Geldsumme einen Meineid abzulegen bereit war, versuchte der Richter noch einmal alles und machte dem Bauern eindringlich klar, daß er wegen Falschheid bestraft werden müsse. Mit größter Beharrlichkeit erklärte der Alte: „Herr Amtsrichter, machen Sie's kurz. Es bleibt dabei. Ich kann's beschwören. Halten Sie mich nit länger hin.“

Trotzdem es draußen grimmig kalt war, öffnete der Richter sämtliche Fenster; dann trat er wieder hinter seinen Tisch und sagte: „Hebe die Hand auf und schwöre: im Namen . . .“ Da rief der Bauer: „Herr Amtsrichter, zu was machen S' denn bei der Kält' die Fenster auf?“ Da schrie der Richter: „Glaubst du denn, das Gericht soll auch noch die zerbrochenen Fensterscheiben bezahlen, wenn der Teufel hereinfährt, um dich zu holen?“ Der Bauer erschrak und sagte nach kurzem Besinnen: „Herr Amtsrichter, machen Sie die Fenster zu. Ich will lieber doch nicht schwören und zahlen.“ P. Red.

Deutlicher Wink. — Der Vorstand eines Mäßigkeitsvereins war verschiedene Male von ebenso trinklustigen als handfesten Freunden des Alkohols überfallen und durchgeprügelt worden. Er hielt es deshalb für geraten, seine gefährliche gemeinnützige Tätigkeit aufzugeben, und legte sein Amt als Vorsitzender nieder. Als er nach der letzten Vereinsitzung nach Hause ging, erteilte

ihn abermals das Schicksal, derb verprügelt zu werden. Da ließ er folgende Anzeige in der Zeitung veröffentlichen: „Um in Zukunft weitere unangenehme Irrungen zu vermeiden, gebe ich hiermit öffentlich bekannt, daß ich nicht mehr Vorstand des Mäßigkeitsvereins bin. Mein Nachfolger ist Herr Eusebius Balduin Nicke, ein großer, hagerer Mann mit blonden Haaren und Vollbart.“ E. Pau.

Dümmer als sein Hund. — Schulden machen und solche wieder bezahlen, ist bekanntlich zweierlei. Einer, der dies nur zu genau kannte, weil er allerorten Gläubiger besaß, zog sich einen jungen Hund auf, den er so abrichtete, daß der Kdter von keinem Menschen einen Bissen annahm, wenn dabei gesagt wurde: „Pfui! Es ist von einem Wucherer!“ Einst besuchte dieser Schuldenmacher einen Bekannten und nahm auch seinen Hund mit in das Zimmer. Dort fand er einen Geldverleiher, von dem er bis jetzt vergeblich ein Darlehn zu erhalten versucht hatte. Als die Herren beim Essen saßen, benahm sich der Hund freundlich zu dem reichen Mann, der, ohne sich dabei etwas zu denken, sagte: „Ich habe leider nichts für dich, liebes Hündchen.“ Der Schuldenmacher Blinky bezog diese Bemerkung auf sich, ergriff die Gelegenheit zu einer bemäntelten Abfuhr und erklärte: „Herr Blume, wenn Sie dem Hund auch den besten Bissen geben wollten, er wird von Ihnen doch nichts annehmen.“ Blume zweifelte, und da eben Braten aufgetragen wurde, reichte ihm der Gastgeber ein Stück Fleisch an der Gabel, um den Versuch zu machen.

Blume hielt nun dem Hund das Fleisch vor. Der wollte es eben nehmen, als sein Herr ihm zurief: „Pfui! Es ist von einem Wucherer.“ Sofort lief der Hund zu seinem Herrn, ohne den Bissen genommen zu haben. Blinky streichelte ihn lachend und blickte boshaft den Geldverleiher an. Ruhig sagte dieser: „Wahrhaftig, ich hätte nicht geglaubt, daß ein Hund klüger als sein Herr sein könnte.“ J. Thom.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien.



Bei

Hals- u. Lungenleiden

aller Art, wie Katarrhen, tuberkulösen Erkrankungen, Asthma usw. erzielten, wie zahlreiche Mitteilungen von Ärzten, Apotheken und Leidenden einwandfrei beweisen, unsere

Rotolin-Pillen

in jahrelanger Praxis — vorzügliche Erfolge.

Husten, Verschleimung, Auswurf, Nachtschweiß, Stiche im Rücken und Brustschmerz hörten auf, Appetit und Körpergewicht hoben sich rasch; allgemeines Wohlbefinden stellte sich ein. — Ohne Aufforderung unsererseits gehen täglich Anerkennungschriften aus allen Kreisen der Bevölkerung bei uns ein. Außerdem haben wir bei Apotheken in den verschiedensten Gegenden des Reiches angefragt und zahlreiche Antworten erhalten, von denen wir einige hierunter wiedergeben, wobei wir hervorheben, daß nicht eine einzige ein ungünstiges Urteil enthält, sondern alle ähnlich lauten wie die folgenden:

M. K., Hl.-Kreuz-Apotheke, Augsburg, 1. 7. 16.

Das Präparat ist nach allen Äußerungen der von mir betragten Käufer, die den verschiedensten Kreisen zugehören, ein zuverlässiges und wirksames Mittel.

P. G., Apotheke in Weiden, 6. 11. 15.

Ihr Präparat ist gut; auf meine Empfehlung wendet es zurzeit ein schwer Lungenkranker an mit bestem Erfolg.

C. H., Adler-Apotheke, Bonn, 27. 7. 16.

... daß wiederholt das Publikum äußerst lobend über Ihre Rotolin-Pillen geurteilt hat. Erst gestern war ein Herr hier, der die dritte Schachtel holte. Derselbe konnte seit Monaten keinen Ton sprechen; schon nach der zweiten Schachtel war die Stimme ganz klar. Ferner lobte ein Oberjäger diese Pillen sehr, derselbe hatte sich im Felde einen recht bösen Husten geholt. Nach dem Gebrauch der Pillen ist er wieder ganz gebessert und wieder ausgerückt. Nach diesen und verschiedenen anderen Urteilen muß die Heilwirkung der Rotolin-Pillen in der Tat eine gute sein.

Dr. C. V., Neckar-Apotheke, Stuttgart, 28. 7. 16.

... daß ich von den Käufern Ihrer Rotolin-Pillen immer nur lobende Urteile gehört habe. Im allgemeinen vermeide ich nach Möglichkeit, Reklamespezialitäten zu führen. Daher widmete ich mich Ihrer Sache erst, nachdem ich aus der Zusammenstellung ersehen hatte, daß das Präparat 1. keine schädlichen Bestandteile enthält und 2. in der Zusammensetzung von Teer mit Benzoe wirklich ein glücklicher Griff gemacht wurde.

Meinen Erfahrungen nach füllt Ihr Präparat in dieser Hinsicht eine Lücke aus und bedeutet als Teerpräparat in der Komposition mit Benzoe geradezu einen Fortschritt.

Dr. E. M., Mohren-Apotheke, Erfurt, 23. 7. 16.

... daß Ihre Rotolin-Pillen vom Publikum sehr gelobt werden, verschiedentlich wurde sogar behauptet, es wäre das einzige Mittel, das bis jetzt geholfen hätte.

u. s. w.

Rotolin-Pillen sind erhältlich zum Preise von M. 3.— für eine Schachtel in allen Apotheken, wenn nicht vorrätig auch direkt von uns durch unsere Versand-Apotheke.

Ausführliche Broschüre kostenlos.

Ploetz & Co., Berlin SW. 68.

- Magerkeit -

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplom., in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garantiert unschädlich. — Ärztlich empfohlen. **Streng reell!** — Viele **Dankschreiben.** — Preis Doze 100 Stück Mark 5,—. Postanweisung oder Nachnahme. **Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., Berlin W., 30 A. Eichenacherstraße 66.**



OuXBeine heilt

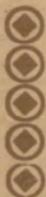
auch bei älteren Personen **der Beinkorrektions-Apparat**

Ärztlich im Gebrauch!
Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1. Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!

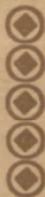
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus

OSSALE

Arno Hildner Chemnitz 14 b



Reines Gesicht



blütenzarter Teint, weiße, zarte Hände wird in kürzester Zeit erreicht durch meinen altbew. unübertroff. Krem „Pura“. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Runzeln u. Fältchen verschwinden. Rote u. großporige Haut wird schnell beseitigt. Tuos 2,00, Doppeldose 3,50.

Drogenhaus H. Bocaius, Berlin N 1, Schönhauser Allee 132.

+ Reines Gesicht +



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „Krem-Halfa“. Unübertroff. geg. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Rote, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 3 50.

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Wir kaufen

Markensammlung

und Kriegsmarken.

Philipp Kosack & Co., Berlin C, Burgstr. 13.

„BETUROL“

Mittel gegen

BETTNÄSSEN

ärztlich bestens empfohlen.

Prospekte durch

Beturoloerwerke Boes & v. Leesen, Glockengießerwall 6, Hamburg 1.



BADOLA

DES GESCH.
(FRÜHER „RADDOLIN“ GENANNT)
IST EIN SCHNELL WIRKENDES UND ERPROBTES
MITTEL GEGEN

BARTFLECHTE

UND ANDERE FLECHTEN

1/1 FL. 12,-, 1/2 FL. 7 50, PROBE FL. 5,-

CHEMISCHES LABORATORIUM

W. A. MÜLLER & CO.

BERLIN-FRIEDENAU, BORNSTR. 1

Zu beziehen in

Apotheken und Drogerien

wo nicht erhältlich, direkt.

155 Briefmarken

alle verschieden u. a. Bayern,
Württemberg, Belgien, China,
Indien, dtsch. u. engl. Kolonien
nur Mk. 5,- und Porto

210

desgl. nur Mk. 7,25 und Porto
— Gelegenheitsliste gratis —

Wilh. Baumann, Friedenau 2
Rembrandtstraße 3-4 c.

Auskunft umsonst bei

Schwerhörigkeit

Ohrensausen, nervösen Ohren-
geräuschen usw. Aerztl. glänz.
begutacht. Tägl. Anerkenn.

Institut Englbrecht,

München Z 3, Kapuzinerstraße 9.

Sterne lügen nicht

Lassen Sie sich durch astrologi-
schen Schriftsteller Ihr Lebens-
horoskop stellen, das die Ge-
heimnisse Ihres Lebens enthüllt,
Ihnen Führer und Ratgeber in
allen Lebensfragen wird, Ihnen
neue Wege zu Glück und Liebe,
Erfolg und Wohlstand weist.
Prospekte gratis durch

Astrologische Warte, Friedenau 8
bei Berlin.

Mäuse-, Ratten-, Schwaben-, Wanzen-Plage

beseitigt „Mäusefort“, Mk. 1,75, „Rattenfort“, Mk. 2,00, ein Röhrchen
für 20 qm ausreichend. Unschädlich für andere Tiere. „Wanzenfort“,
Mk. 2,25, 4,25 u. s. w., „Schwabenfort“, Mk. 1,50, 3 Schachteln Mk. 4,25.

Zahlreiche Anerkennungen.

Apoth. **U. W. Sittig & Co., Berlin W 9, Linkstraße 29.**



Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen.**
Außerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich
empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.

Zuckerkrankte

erhalten **Gratis** - Broschüre
über diätlose Kur (nach Dr. med.
Stein-Callenfels)

W. RICHARTZ, BONN 31.

Detektei

Nabert, Kgl. Kriminalwachtmstr. a. D., **Berlin W9**,
Potsdamer Straße 141 (Potsdamer Platz). Tel.:
Nollendorf 876. — Hamburg, Gr. Bäckerstr. 12, Nähe Rat-
hausm. Tel.: Vulkan 766. Erstklass. reelles Büro. Sämtl.
Beobacht., Ermittl., Ehesach., Spez.-Auskünfte. Ia. Ref.



Lärm ruiniert die Nerven!

Ohropax - Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schützen Gesunde und Kranke gegen Geräusche

und Großstadtlärm, während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 3.—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften oder vom Fabrikanten Apotheker

Max Negwer, Berlin 148, Bülowstr. 56.

Kopfschmerz,

geistige Erschöpfung, Kopfdruck, heißer Kopf und Blutandrang. Die natürlichste Hilfe ist der **Stirnkühler „Psygya“** D. R. P. a., befreit das überhitzte Gehirn durch metallische Ableitung von diesen Quälgeistern. Kompletter, stets gebrauchsfertiger Apparat M. 20.— zuzüglich 60 Pf. Nachnahme.

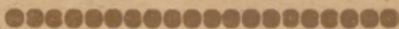
Athos-Laboratorium G. m. b. H.,
Abt. A.

Berlin S. 59, Hasenheide 88.

Bettträsen

Befreiung garantiert sofort
Alter und Geschlecht angeben
— Auskunft umsonst. —

Institut Englbrecht
München Z 2, Kapuzinerstr. 9.



Photographen!

Gaslicht-, Zelloidin-, Bromsilberkarten, per
1000 Stück 175.— M., 100 Stück 18.— M.
Platten billig. Liste frei.

Photo-Industrie, Berlin SW. 48.
Friedrichstraße 237 b.



ist ein Vermögen
Wer eine gute Idee hat oder Anregung
dazu wünscht, verlange unsern Gratis-
prospekt No. 14. Inventa, Abt. E, Berlin W 9.

Bei Schwerhörigkeit, Ohrensausen,



nervösen Ohrschmerzen etc. leistet unsere geschliffen geschliffte
Gehörpatrone „Bonophon“

hervorragende Dienste. Aerztl. begutachtet. Zahlreiche Dank-
schreiben; z. B. Fr. Th. B. in E. schreibt wörtlich: „Von meiner
20jähr. Schwerhörigkeit wurde ich vollständig durch Ihre bestbewährte
Methode nach 4wöchentlicher Kur geheilt.“ Auskunft kostenlos durch

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.

Warnung vor minderwertigen Nachahmungen.

Flechtenleiden

dauernde Beseitigung
durch Deutsches Reichspatent.
Prospekte gratis.

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.

Blasenschwäche

Befreiung sofort.
Alter und Geschlecht angeben.
Auskunft umsonst durch

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.

Graue Haare

und Bart erhalten
garantiert Natur-
farbe und Jugend-
frische wieder
durch unser seit 12 Jahren bestens bewährtes „Ceres“.
Tausende von Nachbestellungen. Flasche M. 5.— Nachnahme.

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.



**Solche
Nasenfehler**

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ verbessern. Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles, — ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Leder-schwamm-polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinträchtigten Nasenknochen in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100 000 „Zello“ versandt.

Preis M. 7,50, M. 10,50 und M. 15.— mit ärztlicher Anleitung.
Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 137, Winterfeldtstr. 34.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Rürschners Taschen-Konversations-Verikon.

Neunte, gänzlich umgearbeitete und bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage. 1786 Spalten Text mit 32 Bildertafeln. Geb. 20 Mark u. 20% Teuerungszuschlag.

Rürschners Taschen-Konversations-Verikon gibt auf 100 000 Fragen des täglichen Lebens rasch Auskunft und ist für jeden Schreibfisch unentbehrlich zu haben in allen Buchhandlungen.

Prachtvolle Büste



**feste, üppige Körperformen
 und rosige zarte Haut verschafft nur**

Dr. Richters „Festofom“
(patentamtl. geschützt)

in kürzester Zeit. Dies ist tatsächlich eine Methode für junge Mädchen und Frauen, sowie ältere Damen zur Erzielung schöner Körperformen, ohne Taille und Hüfte zu erweitern, indem es die Plastik der Formen zu höchster Vollendung bringt. Es ist kurz gesagt,

das anerkannt Beste,

um eine erschlafte und unentwickelte Büste zu festigen. Vor Nachahmung jeder Art wird dringend gewarnt, bei Nichterfolg **zahle Geld zurück**

laut Garantieschein. Einfachste Anwendung unschädlich. Garantiert echt und wirksam in Dosen zu Mk. 5.75 (Doppelpackung Mk. 10.50) diskret per Nachnahme nur allein durch

Dr. Hans Richter,
Berlin-Halensee 26.

Formvollendete Büste

erzielt jede Dame d. Anwendung meines **Garantie-Mittels**.

Probedose M. 6.50, Originaldase M. 12.—, Doppeldose M. 20.—. Voller Erfolg garant., sonst Geld zurück.

Schöner Teint, zarte Haut

sind Sehnsucht u. Wunsch jeder Frau u. werden über

Nacht erreicht bei Gebrauch meines „**Elfen-Krem**“.

Damenbart

und sonstig. lästiger Haarwuchs verschwindet sofort spur- und schmerzlos

durch „**Fix weg**“. Erfolg garantiert, Preis M. 4.—.

Schreiben Sie noch heute an Sanitätshaus

W. Planer, Charlottenburg 4, Abt. VI.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mathematik für jedermann.

Leichtfällige Einführung in die niedere und höhere Mathematik. Von **August Schuster**. 8.—11.

durchgesehene Auflage. Mit 44 Abbildungen. Gebestet 16 Mark 75 Pf., gebunden 22 Mark 75 Pf. und 20% Feuerungszulag.

Alle wichtigen Hauptsätze der Mathematik werden in zwanglos geschickter Weise aneinandergereiht, anschaulich bewiesen und durch passend gewählte Beispiele oder Anwendungen erläutert oder dem Leser wertvoll gemacht. Das Buch kann jedermann empfohlen werden.

Jahresbericht über das höhere Zahlweisen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Gegen

**Haar-
ausfall**
hilft

BALWYL.

Gesetzlich geschützt. Ärztlich gebraucht und empfohlen. Überall zu haben, wenn nicht, durch Versand **Haar-Technische Werke**, 1. Geschäft: Berlin, Bülowstr. 94. 2. Geschäft: Berlin-Schöneberg, Martin-Luther-Ecke, Luitpoldstr. 35. Verlangen Sie Prospekt für Haararbeiten.

Über 1/2 Million im Gebrauch. Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke „**Hoffera**“) färbt graues oder rotes Haar **echt** blond, braun od. schwarz.



Völlig unschädl. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. pro St. M. 4.— u. 6.—

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 75, Kaiser-Wilhelm-Str. 12.

+ Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sogleicher Erfolg durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 6.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten

Herm. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.



Magenleiden.

Bei Magenschmerzen, Magenkrampf, Seitenstechen, Sodbrennen,



Stuhlverstopfung nehme man **Welters** • **Mixtur-Magnezia-Magenpulver**. • Tanfende Dankschreiben bestätigen die vorzügliche Wirkung des Pulvers. Machen Sie einen Versuch. Preis der Schachtel 3.— M. ansichtlichs Porto. Brochüre gegen Rückporto. **Fabrik Welter, Niederbreitig, Rhein, Abt. 155.**



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel,
Sprechmaschinen, Musikinstrumente und Bücher.

Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 894, Belle-Alliance-Str. 7-10.



Eta-Augenbad

Dein Auge ist der Spiegel Deiner Schönheit.
Nimm täglich ein „**Eta-Augenbad**“! Wirkung:
Die Augennerven werden gestärkt, matte Augen
erhalten strahlende Frische und Glanz. Die Augen
werden größer, der Blick anziehend und fesselnd.
Preis des Bades (Monate ausreichend) mit der
anatomischen „Etawanne“ und Anleitung zur Augen-
gymnastik M. 10.50. Für Schauspielerinnen u. a.
dopp. Quantum M. 16.50.

Laboratorium „Eta“, Berlin W. 139,
Potsdamer Str. 32.

„Rosaderma“

nicht fettende Haut-Creme
für Damen mit bleichem Teint.



„Rosaderma“ erzeugt in wenigen Augenblicken rosige
Wangen. Preis per Tube Mark 4.— In allen besseren
Parfümerien, Drogen- und Coiffeurgeschäften erhältlich.

W. Reichert G. m. b. H., Parfümeriefabriken
Berlin-Pankow und Bodenbach in Böhmen und Wien.

Formvollendete Büste

erzielt jede Dame d. Anwendung. **Garantie-Mittels.**

Probedose M. 6.50, Originaldöse M. 12.—, Doppeldöse M. 20.—. Voller Erfolg garant., sonst Geld zurück.

Schöner Teint, zarte Haut sind Sehnsucht u. Wunsch jeder Frau u. werden über Nacht erreicht bei Gebrauch meines „**Elfen-Krem**“. Probed. M. 6.50, Orig.-Dose M. 12.—, Doppeld. M. 20.—.

Damenbart und sonstig. lästiger Haarwuchs verschwindet sofort spur- und schmerzlos durch „**Fix weg**“. Erfolg garantiert, Preis M. 4.—.

Schreiben Sie noch heute an Sanitätshaus

W. Planer, Charlottenburg 4, Abt. VI.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mathematik für jedermann.

Leichtfassliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik. Von **August Schuler**. 8.—11.

durchgezeichnete Auflage. Mit 44 Abbildungen. Gebunden 16 Mark 75 Pf., gebunden 22 Mark 75 Pf. und 20% Feuerungszuschlag.

Alle wichtigen Hauptsätze der Mathematik werden in zwanglos geschickter Weise aneinander gereiht, anschaulich bewiesen und durch passend gewählte Beispiele oder Anwendungen erläutert oder dem Leser wertvoll gemacht. Das Buch kann jedermann empfohlen werden.

Jahresbericht über das höhere Schulweien.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Gegen **Haar-ausfall** hilft

BALWYL.

Gesetzlich geschützt. Ärztlich gebraucht und empfohlen. Überall zu haben, wenn nicht, durch Versand **Haar-Technische Werke**, 1. Geschäft: Berlin, Bülowstr. 94. 2. Geschäft: Berlin-Schöneberg, Martin-Luther-Ecke, Luitpoldstr. 35. Verlangen Sie Prospekt für Haararbeiten.

Über 1/2 Million im Gebrauch. Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke „**Hoffera**“) färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. pro St. M. 4.— u. 6.—

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin, Ber. n 75, Kaiser-Friedrich-Str. 12.

+ Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 6.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten

Herm. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.



Magenleiden.

Bei Magen Schmerzen, Magenkrampf, Seitenstechen, Sodbrennen,

Stuhlverstopfung nehme man **Welters' Nixtur-Magnesia-Magenpulver**. * Tausende Dankschreiben bestätigen die vorzügliche Wirkung des Pulvers. Machen Sie einen Versuch. Preis der Schachtel 3.— M. einschließlich Porto. Brochüre gegen Rückporto. Fabrik **Welter**, Niederbreitig, Rhein, Abt. 155.



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente und Bücher.

Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 894, Belle-Alliance-Str. 7-10.



„**Ros** nicht fett für Damen



„Rosaderma“ erzielt man Wanger. Preis per Parfümerien, Droge

W. Reichert G Berlin-Pankow un



Biblioteka Główna UMK



300020176008

